G. P. R. James'

Romane,

in

deutschen Uebertragungen

herausgegeben

von

F. Notter und G. Pfizer.

Zweiundsiebenzigstes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1843.

Corse de Leon

oder

der Räuber.

Roman

von

G. P. R. James,

Verfasser des Darnley, de l'Orme, Attila, der Zigeuner 2c.

Aus dem Englischen.

Zweites Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1843.

Achtes Kapitel.

„Ist Graf Meyrand noch nicht zurück?" fragte Bernhard von Rohan beim Eintritt in die Küche der kleinen Herberge. Denn außer einem oder zwei von seinem eigenen Gefolge, dem Wirth, der Wirthin, und einem aufwartenden Jungen war Niemand darin zu sehen.

„Er ist nicht nur zurück, gnädiger Herr," gab der Wirth zur Antwort, „sondern schon wieder fort, und zwar zu meinem Leidwesen mit Sack und Pack. Er kam zurück und reiste in großer Eile ab, nachdem er mit fürstlicher Freigebigkeit seine Zeche berichtigt."

„Seltsam," sagte Bernhard. „Hat er keine Botschaft an mich hinterlassen?"

„Keine, gnädiger Herr," war die Antwort, „aber Eurem Diener, Meister Martin, gab er einen Brief an Euch. Aber Martin ist gerade nach der Anhöhe spazieren gegangen, und hat den Brief mitgenommen."

„Wißt Ihr, wohin der Graf sich begibt?" fragte der junge Edelmann.

„Wohl, nach Pont de Beauvoisin, auf der Straße nach Paris,“ antwortete Jener; „er ist schon an die zwei Stunden fort.“

Es ist die gewöhnliche Politik der Gastwirthe, Herbergeväter, und anderer dieser Klasse, unter welcher Benennung sie vorkommen mögen, den so eben abgegangenen Gast in die Wolken zu erheben, indem sie besonders diejenigen Tugenden an ihm preisen, welche sie ihrem gegenwärtigen Hörer einprägen möchten. So geschah es auch hier, der Wirth schilderte noch immer die Großmuth, die unbegrenzte Freigebigkeit des Grafen von Meyrand, mit den glühendsten Farben, als einige heitere Stimmen, hie und da durch lautes, herzliches Gelächter unterbrochen, die Ankunft des guten Vaters Willand in lustiger Gesellschaft verkündeten.

„Wir mögen wie die Vögel im Hanfsamen leben, wenn er fort ist, wahrhaftig wie die Vögel im Hanfsamen,“ ließ sich die Stimme des Priesters vernehmen. „Beim heiligen Meßopfer, nicht zufrieden, mehr als sein beschieden Theil von jedem Dinge zu essen, mußte er auch noch mit seinem Blick alles versalzen, was er nicht aß, alles schlecht, ungenießbar machen. Seine Miene war so frostig, daß sie Einem die Suppe kalt machte, sein Blick so herbe, daß der Wein davon sauer ward. Ich will mir ein neues Abend- und Morgengebet aufsetzen — „möge ich nie wieder solch einen Gesellen finden in einer Schenke wie diesen Grafen Meyrand.“

Beim Eintritt der Ankömmlinge entdeckte Bernhard in dem Begleiter des Pater Willand seinen eigenen Diener

Martin. Dieser übergab ihm sogleich Graf Meyrands Brief, den Rohan aufmerksam und mit Zeichen des Beifalls las. „So ist denn mein Freund Meyrand in wichtigen Angelegenheiten nach Paris abgegangen,“ sagte er laut.

„Ei wohl, wie der Fuchs in sein Loch, nach der gemeinen Sprache,“ erwiederte der Priester.

„Ja wohl,“ meinte der junge Cavalier, „gibts viele Füchse in jenem Loche, guter Vater, aber Eure Vergleichung ist nicht sonderlich schmeichelhaft für den guten Grafen.“

„Sie bezog sich auch mehr auf seine Reise nach Paris, als auf Paris oder ihn,“ war die Antwort. „Noch einmal sag' ichs, er geht nach Paris wie der Fuchs in sein Loch, das heißt rückwärts.“

„Nein,“ sagte Bernhard, „so dumm sah ich noch keinen Fuchs sich geberden. Warum sollt' er rücklings hineingehen?“

„Um seine Fährte zu verbergen,“ antwortete der Priester, „daß die Fußstapfen herausweisen statt hinein. So sagt uns wenigstens der ehrliche Landmann.“

„Aber wie läßt sich das auf Graf Meyrand anwenden?“ fragte Bernhard mit gespannter Neugier.

„Weil er uns sagt,“ war die Antwort, „daß er nach Paris gehe, während wir ihn von der Anhöhe beobachteten und nachdem er kaum eine Stunde diese Richtung gehalten, eine ganz andere einschlagen sahen.“

„Seltsam genug!“ erwiederte Bernhard, der seine Unruhe möglichst zu verbergen suchte, „seltsam genug.

Vielleicht daß er, noch einige Freunde zu besuchen, im Vorbeigehen irgend eine Stadt berühren will. Aber kommt, lieber Wirth, sorgt für das Abendessen, gebt uns mehr Licht, denn es ist eine schwarze, finstere Nacht. Guter Vater," fuhr er zu Pater Willand sich wendend, leise fort: „ich hätte nebenbei mit Euch ein Wörtchen zu sprechen unter vier Augen — möcht' Euren Rath vernehmen in einer Sache, wo es auf gesunden Verstand und guten Willen ankommt. Ich bitt Euch, laßt es bei der ersten Flasche bewenden."

„Lieber Sohn!" versetzte der Andere, „die Menschen haben sich von jeher getäuscht über den Sitz der Wahrheit. Sie und mein Gehirn wohnen zusammen auf dem Boden der zweiten Flasche. Denn auf dieser Stufe einmal angelangt sagen die Meisten sicher die Wahrheit, und mein Hirnkasten ist nie klar und rein und aufgeräumt, bis er wenigstens mit dieser Quantität gewaschen ist. Aber sorgt nicht, ich will mich in Acht nehmen, obwohl falls Ihr beichten wollt, Ihr mich möglichst trunken wünschen solltet; denn fühlen sich meine Knie wie eine ungestärkte Halskrause, so leg' ich Euch sehr leichte Bußen auf. Wärs indeß nicht besser, die Sache vorläufig zu besprechen, während der gute Wirth das Essen besorgt, wir könntens dann später beim Gläschen überlegen. He?"

„Das läßt sich hören," erwiederte Bernhard. „So folgt mir denn auf mein Zimmer, guter Vater. Leucht' uns voraus, Martin," und damit führte er den Priester die knarrende Treppe hinauf in das hohe, geräumige, viereckige Schlaf-

gemach, das Niemand in der niedern, demüthigen Schenke gesucht hätte. Sobald sich die Thüre hinter dem abgehenden Diener geschlossen, nahmen die Augen des Priesters einen schlauen, aber ernsten Ausdruck an, und er begann: „Wißt Ihr daß ich gestern zweimal da gewesen und dreimal heute, und immer nur wegen Euch?"

„Wirklich? das wußt' ich nicht," war die Antwort. „Und warum suchtet Ihr mich denn?"

„Euch zu sagen, daß Ihr Eure Zeit gut nützen mögt," sagte der Priester. „Der Gebieter Masserans ist abwesend. Ohne Zweifel hat er sich nach Paris begeben, um sich bei dem Könige zu rechtfertigen wegen Anschuldigungen, die, wie er hört, gegen ihn erhoben wurden. Ihr habt daher Zeit nach Euren Wünschen zu handeln, und es bedarf weiter nichts als Wachsamkeit, Eile, Verschwiegenheit."

„Ich habe bereits allen Dreien entsprochen," versetzte Rohan. „So eben komm' ich vom Pförtchen bei den Föhren."

„Dann habt Ihr Corse de Leon gesehen," sagte der Priester kurz abgebrochen. „Wann und wo? konnt' ich ihn doch nicht finden gestern und heute."

„Diesen Morgen," war die Antwort. „Ich traf ihn diesen Morgen, und hielt ihn für einen alten Viehtreiber, so vollkommen war seine Verkleidung."

„So habt Ihr denn auch das Fräulein gesehen?" fragte der Geistliche.

„Auch sie, lieber Freund," antworte der junge Cavalier etwas betroffen, daß der Andere seine Schritte so vollkommen errieth. „Ich habe das Fräulein gesehen, und gerade

in Folge unserer Unterredung möcht' ich mit Euch sprechen. Kann ich mich auf Euch verlassen, seyd Ihr geneigt, morgen Nacht eine Eurer heiligen Functionen zu meinen Gunsten zu verrichten und —"

„Euch trauen mit Einem Worte," erwiederte der Andere; „die Trauung zu vollziehen zwischen Euch und der schönen Isabelle von Brienne? Gut, mein Sohn, ich sehe kein Hinderniß, kein Unrecht dabei. Habt Ihr Alles wohl überlegt," fuhr er lachend fort, „und seyd Ihr nun einmal entschlossen, das Kreuz des heiligen Ehestandes auf Euch zu nehmen, so sey es ferne von mir, Euch davon abzuhalten. Freilich weiß ich unserer heiligen Kirche den innigsten Dank dafür, daß sie in gnädiger Erwägung und Sorgfalt für unser zeitliches und geistiges Wohl uns eidlich auf den Stand verzichten läßt, der alle Eure Wünsche umfaßt. Jedenfalls will ich das Band um Eure Nacken schlingen, und dann mögt ihr zusammen die Straße entlang rennen, so gut ihr könnt. Aber wo soll's vor sich gehen?" fuhr er fort. „Sagt mir das „Wann und Wie," denn das ist das Nothwendigste."

Bernhard eröffnete ihm soviel, als er für nöthig hielt. Allerdings legte er dadurch seinen Plan vollkommen in die Gewalt des Priesters, doch fürchtete er davon keine üblen Folgen. Wir Alle — Weise und Einfältige, gleichviel — lassen uns in unsern Beziehungen zu unsern Nebenmenschen mehr oder weniger durch ganz andere Gründe als die Gebote der reinen Vernunft leiten. Der vorsichtigste, argwöhnischste Mensch wird zuweilen sein Vertrauen schenken, wo es am wenigsten verdient ist, aus Gründen, die seine Ur-

theilskraft keineswegs billigen würde. Der kalte, ruhige Politiker, der schon manche Büberei europäischer Kabinette vereitelt, seine Gedanken dem durchdringenden Auge der Diplomatie zu verbergen weiß, verräth oft sein Geheimniß an ein hübsches Gesicht, oder läßt es in den Besitz eines schurkischen Dieners kommen.

Aber Bernhard von Rohan war so wenig vorsichtig als mißtrauisch. Sein Character war offen und vertrauend, nnd wo er sich verschlossen zeigte, war's aus Gründen der Vernunft und wohlerwogener Ueberlegung. Gegenwärtig mußte er dem Priester vertrauen und er that es gerne und ohne Zögern, denn Pater Willands Gesicht und Benehmen hatte etwas Freimüthiges und Wohlwollendes, das Bernhard zu seinen Gunsten einnahm, gleichviel, ob sich dieses Vorurtheil rechtfertigen ließ oder nicht. Ueberdieß, so sehr sich die Züge des guten Priesters im Laufe vieler Jahre aus seinem Gedächtniß verwischt haben mochten, um so mehr, als in dieser Zeit eine gewaltige Veränderung mit ihm vorgegangen seyn mußte, war es doch immer, als enthielten die Tafeln seines Erinnerungsvermögens einige ihnen entsprechende Linien. Gewiß hat auch das Gedächtniß seinen Instinkt, uud so wenig wir uns bisweilen das „warum" oder „woher" der Zeit oder sonstiger Umstände hinsichtlich eines uns plötzlich vor Augen kommenden Gegenstands zu erinnern wissen, fühlen wir doch seine genaue Beziehung zu angenehmen oder unangenehmen Begegnissen der Vergangenheit, Begegnisse, die Ursache gewesen seyn mögen, eine Person, deren Namen uns entfallen, zum Objekt unserer Liebe,

unseres Hasses, unserer Furcht zu machen. So verhielt es sich mit Bernhard von Rohan und Vater Willand; denn konnte sich Jener auch nicht entsinnen, wo sie sich früher schon getroffen, ja war er nicht einmal über diese Thatsache an sich im Reinen, so war er doch völlig überzeugt, daß, wenn es wirklich der Fall gewesen, aller Grund vorhanden sey, den Priester in Ehren zu halten.

Nachdem sie mit ihren Verabredungen für die künftige Nacht zu Ende waren, ging der Ritter auf einen nahe verwandten Gegenstand über, der ihm ziemlich schwer auf dem Herzen lag.

„Nun aber, guter Vater," begann er, „müßt Ihr mir auch ehrlich und aufrichtig sagen, ob Ihr vollkommen gewiß seyd, daß sich dieser Herr von Masseran an den französischen Hof begeben."

„Lieber Sohn," erwiederte der Priester, „es gibt nichts auf der Erde, dessen wir vollkommen gewiß sind. Da Ihr aber nun einmal diese Frage auf's Tapet gebracht, so gibt es allerdings verschiedene Gründe zu der Annahme, daß dieser savoyische Gott sey bei uns!!! sich nicht nach Paris begeben. Für's Erste rieth ich ihm dazu, ein gewichtiger Grund, auf das Gegentheil zu schließen, denn er gehört zu Denen, die Aufrichtigkeit in irgend einer Sache für baare Unmöglichkeit halten. Ich von meiner Seite war in so weit aufrichtig, als ich ihm den einzigen Weg bezeichnete, auf dem er seinen Nacken vom Griff des französischen Königs retten kann, aber ich habe noch eine andere Absicht, nämlich, den Ort von seiner unerfreulichen Gegenwart zu säubern.

Sodann gibt es noch einen zweiten Grund für die Annahme, daß er sich nicht an den französischen Hof begeben."

„Tausende gibt's dafür," unterbrach ihn Bernhard von Rohan.

„Ja wohl; aber einen gibt's," fiel der Priester ein, „der, obwohl nicht unter Euren Tausenden, bündiger ist, als alle Uebrigen, nämlich, daß der ehrenwerthe Herr von Masseran, dieser große Freund der Wahrheit, einigen seiner Diener und keineswegs den vertrautesten, diesen Ausflug nach Paris mittheilte. Da er sich in seinem ganzen Leben nie über einer Wahrheit betreten ließ, wenn eine Lüge denselben Dienst leisten mochte, so ist das ein zweiter erheblicher Grund gegen die Vermuthung der Pariser Reise. Auf der andern Seite aber dürfen wir die Möglichkeit nicht übersehen, daß er auch einmal die Wahrheit sagen könnte, in der Hoffnung und Erwartung, man werde sie in Folge seines bekannten Characters für eine Lüge halten, und er könne auf diese Weise die lieben Freunde über's Ohr hauen. Kurzum die Sache ist zweifelhaft, denn jedes seiner Worte ist gleich den gelehrten Sätzen der Schule, worüber wir mit so vieler Gelahrtheit disputiren, mit so starkem Zusatz von Lügen legirt, daß der Gran Wahrheit, was daran seyn mag, selbst für den feinsten Kopf Frankreichs nicht binnen Jahresfrist herauszubringen wäre. Aber laßt hören, Sohn! laßt hören! Welche Gründe habt Ihr für diese oder jene Seite vorzubringen?"

„Keine von sonderlichem Gewicht!" erwiederte Bernhard, da er unmöglich die schriftlichen oder mündlichen Auf-

träge des Marschalls von Brissac Preis geben konnte. „Inzwischen drang ein Gerücht bis zu uns nach Italien," fuhr er fort, „dieser Mann spiele ein doppeltes Spiel mit den beiden Höfen von Frankreich und Oesterreich. Als ich daher von seinen Abreise hörte, war ich geneigter, Mailand für das Ziel seiner Reise zu halten, als Paris."

„Dahinter will ich bald kommen," rief der Priester, „Euer Verdacht ist nichts weniger als ganz unwahrscheinlich. Und obwohl er, mit dem Zweck Eurer Reise bekannt, das Gerücht von der Pariser Tour ausgesprengt haben mag, damit es scheine, als habe er vor Eurer Ankunft an seine Rechtfertigung gedacht, so mag doch Alles erlogen seyn, und er selbst befindet sich vielleicht gegenwärtig kaum fünf Stunden von seinem Schlosse. Aber so viel ist klar, lieber Sohn, wir dürfen keine Zeit verlieren; mittlerweile will ich ganz sichre Kunde über seine Route einziehen."

„Aber ist dieß wirklich im Bereiche der Möglichkeit?" fragte Bernhard von Rohan. „Könnt Ihr bestimmte Kunde erlangen in einer so labyrinthischen Gegend wie diese?"

Der Priester lachte. „Ganz gewiß, lieber Sohn, und ohne den geringsten Zweifel," sagte er endlich. „Das Vergangene können wir immer ausmitteln — die Zukunft aber ist in der Hand Gottes, und ruht in der dunkeln Kammer seines Raths. Aber wißt Ihr nicht, habt Ihr nicht selbst gesehen, wie lebendig zu Zeiten diese Wildniß wird? Wohl mag der Landmann und der Wanderer an diesen Gebirgswänden hinziehen, ohne was anderes zu sehen, als den grauen Stein, den klaren Strom, den grünen Busch und pfiffe er

auch alle französischen und italienischen Weisen auf einmal, bliese er sämmtliche Hörner, die jemals von Neapolis bis zum fernen Nord erklangen, er würde nichts aufschrecken, als etwa einen Rehbock, einen Adler. Aber es gibt dann wieder gewisse Töne, von gewissen Stimmen ausgestoßen, die jeden Strauch ins Leben rufen, jeden Fels in einen bewaffneten Mann verwandeln. Lieber Freund, der Berg ist voll Augen, und der Gebieter von Masseran, obwohl er es weiß, weiß doch nicht bis zu welchem Umfang. Es gibt nur Ein Wesen unter der blauen Himmelsdecke, das all dieß sieht — der Mann, den ich vorige Nacht bei Euch fand."

„Gewiß ein außerordentliches Wesen," erwiederte Bernhard, „und ich möchte gern mehr von ihm wissen."

„Aller Wahrscheinlichkeit nach hört Ihr noch mehr von ihm," war die Antwort. „Aber Ihr müßt Tausende seines Gleichen in der Welt treffen. Im Allgemeinen gibt es drei Plätze, wo Ihr die großen Spitzbuben versammelt findet — den Hof der Könige, den Gerichtshof und das Refectorium. Der ehrliche Mann dagegen hat nur zwei Versammlungs-Oerter so viel ich weiß — das Gebirge und die Landstraße. Freilich gibt es Ausnahmen, wie Ihr wißt — zum Beispiel ist da eine ehrliche Haut von Priester, der die armen Seelen im Kirchspiele des heiligen Johann von Bonvoisin zu besorgen hat, just auf der äußersten französischen Grenze. — Bei meiner armen Seele! was hat er da zu thun, seine Zeit nicht besser anwendend, als dereinst sein Patron, der heilige Antonius, seinen Kopf? Was thut er da, sage ich, den Steinen des Berges predigend, wie dereinst sein verehrungswür-

diger Vorgänger den Fischen predigte, oder ein Ferkel schalt. Freilich schickte der König, Segen dafür auf sein gutmüthig Haupt, genannten Priester nach Bonvoisin, daß ihn kein Unfall träfe, denn der verwegene Ketzer Clemens Marot drohte, ihm den Dolch ins Herz zu stoßen, weil er einige seiner rebellischen Lieder auf des Verfassers eigen Haupt zurückgeworfen. Dann fühlte sich wieder der ernste gravitätische Admiral durch seine Predigt an einem Sanct Antoniustage verletzt, und zwar hinsichtlich der Häringe, weil er es für eine Satyre auf die von ihm eingeführte Fischertaxe hielt. Dennoch aber ist dieser gute Priester — oder besser gesagt, er sollte es seyn — einer der ehrlichsten Bursche in ganz Frankreich, wenn Ihr sein eigen Wort dafür nehmen wollt, ein großer Schalk nach der Meinung Einiger, eine gute Seele nach der Meinung Anderer. Es mag noch ein Paar solcher Querköpfe in Frankreich geben, und verlaßt Euch darauf, wo sie auch sind, Ihr hört die Armen gut von ihnen sprechen, während die „Wittwen und Mädchen über vierzig“ die Köpfe schütteln und sie gegen den hochwürdigen Vorgänger herabsetzen. Einige ernste Leute im Kirchspiel aber machen ein gar schlaues Gesicht, und haben sie im Verdacht der Ketzerei, ohne ihnen jedoch das Geringste beweisen zu können.“

Bernhard von Rohan lächelte, aber begierig mehr von Vater Willands Bekanntschaft mit seinem Freunde Corse de Leon zu hören, erwiederte er: „ich meinte, derselbe gute Priester, dessen Ihr erwähnt, wäre entweder Savoyarde von Geburt, oder hätte wenigstens eine savoyische Pfarre, und

der Erste unter seinen Beichtkindern wäre unser Freund Corse de Leon."

„Darin irrt Ihr Euch, mein Sohn," war die Antwort, „und zwar in allen Stücken. Jener Priester hat keine Pfarre in Savoyen, wohl aber mag er da Geschäfte haben, und Corse de Leon möchte als Beichtkind sich sehr unbußfertig benehmen. Da erinnere ich mich," fuhr er nachdenklich fort, „daß ich vor fünf, sechs Jahren durch ein kleines Dorf in der Nähe des Monte Rosa, genannt Pommières, kam. Die Leute baten mich, eines jungen Menschen Beichte zu hören, der bei einem Erdsturz des Berges jämmerlich zerquetscht worden war. Es war schwer, ihn überhaupt zur Beichte zu vermögen, und schon hatte ihn ein Priester des heiligen Moritz aufgegeben. Aber ich fieng die Sache auf einem andern Wege an, ich sagte ihm, meines Dafürhaltens komme er davon und in diesem Fall habe er Aussicht, nicht verdammt zu werden. Er entgegnete, er wolle lieber sterben, als nicht, ich schalt ihn deßhalb, und am Ende brachte ich ihn zur vollen Beichte. Was diese enthielt, gehört nicht hieher, lieber Sohn, aber ich fand in ihm einen Mann, der viel Unrecht erduldet, manch' schweren Kummer erlitten hatte, dabei so sanftmüthig von Natur als kühn, furchtlos und entschlossen, so edel und großmüthig in seinen Absichten, als zuweilen wild, trotzig und rücksichtslos in deren Ausführung. Ich saß an seinem Bette sechs Wochen lang, denn die drei ersten schwebte er zwischen Leben und Tod. Endlich genas er, und gleich wie in Feuer gestähltes Eisen schien sein ganzes Wesen aus diesem Unfall um so kräftiger und thätiger hervorzugehen,

Zwei oder drei Jahre vergiengen, bis ich ihn wieder sah, und inzwischen war er Corse de Leon geworden. Die Ursache, warum er sein Vaterland, Frankreich verließ, was kurz vor unsrer ersten Begegnung geschehen, war, daß er bei seiner Heimkehr aus dem Felde, wo er seinem Könige seit Jahren gedient, seine Schwester entehrt, beschimpft und mißhandelt fand von dem Intendanten eines kurz zuvor verstorbenen vornehmen Herrn. Er schrie nach Gerechtigkeit, konnte aber keine erlangen. Dann besuchte er das Sterbebett des armen Mädchens, und fand ihr Haupt gestützt von der Tochter desselben vornehmen Mannes, ihre Lippen befeuchtet von der Hand Bernhards von Rohan. Kaum hatte der Tod sein Werk vollendet, so suchte er racheglühend das Haus des Intendanten. Aber zwei edle Jünglinge waren ihm zuvorgekommen, Bernhard von Rohan und Heinrich von Brienne, und hatten jenen Schändlichen mit Schimpf davon gejagt. Allein der Vorfall nagte an seinem Herzen und die so oft bei Dritten gesehene Ungerechtigkeit, nun ihm selbst widerfahren, verwandelte einen Theil seines Bluts in Galle. — Aber horch! der Wirth klopft an die Thüre, ein Zeichen, daß das Essen auf uns wartet, und was ist alle menschliche Natur, verglichen mit dem Nachtessen!“

Neuntes Kapitel.

Der Abend war finster und etwas stürmisch, und obwohl sich Bernhard von Rohan ganz zu derselben Stunde

wie am vorigen Tag bei der Gartenmauer einfand, konnte er in der Dunkelheit kaum das Pförtchen finden, als er es mit klopfendem Herzen von der kleinen Föhrengruppe aus zu erspähen suchte. Ein hohler, pfeifender Wind blies scharf und streng durch's Gebirge und doch hiengen die schweren Dünste unbeweglich an den Berggipfeln. Zwar trugen einige Wolkenspitzen des abendlichen Horizonts eine rothe Einfassung, aber es war nicht der Glanz von den letzten Strahlen der scheidenden Sonne. Alles war düster, schwarz, freudeleer, nur Bernhards Herz schlug hoch vor Liebe, Freude und Erwartung.

Es sollte von nun an ihm ganz angehören, das Wesen, das er schon so lange, so innig, so zärtlich liebte. Im kurzen Raum einer Stunde war sie sein, mit ihm vereint durch das unlösbare Band, dem er um so freudiger entgegensah, weil es ewig seyn sollte. Wessen Herz schlüge nicht hoch bei Erfüllung eines Jahre langen Traumes?

Endlich meinte er eine Bewegung an der Pforte wahrzunehmen, er stürzte vorwärts und öffnete leise. Drinnen stand Isabelle, mit dem treuen Henriot und dem schweigsamen Mädchen, ihn erwartend. Wohl zitterte sie heftig, als Bernhard seinen Arm um sie schlang, aber Rührung war's, nicht Furcht, was sie bewegte. Noch immer war der Gebieter Masserans abwesend, keine Ueberraschung war zu fürchten, und als ihr Geliebter sie zu beruhigen, zu ermuthigen suchte, als er ihr sagte, daß seine Leute im Bereich des Hörnerschalls wären, daß noch viele Andere ungesehen sie auf allen Seiten umgäben, versicherte sie leise, daß sie sich nicht fürchte,

daß sie bereit sey, ihm überall hin zu folgen. Aber noch immer sah er sie bewegt, und im Abführen flüsterte er ihr manch beruhigendes, zärtliches Wort zu, zog sie näher an sich, suchte sie auf jede Weise zu überzeugen, daß die Liebe, die Treue, die er ihr zu geloben im Begriffe, so fest, so unermüdlich sey, als der glänzendste Traum der Hoffnung und Erwartung sie nur immer mahlen könne.

„Kennst Du die Kapelle drunten im Thal, Isabelle?“ fragte er, als er sie den schmalen Fußpfad hart an den Mauern des Schlosses hinunter führte. „Wir haben den Schlüssel, dort wartet unser der Priester.“

„Aber zu dieser Stunde,“ fragte Isabelle besorgt, „kann er zu dieser Stunde den Dienst verrichten?“

„Er hat volle Autorität dazu,“ erwiederte Bernhard gleich leise. „Für Alles ist gesorgt, liebes Kind.“

„Horch!“ flüsterte Isabelle und blieb stehen. „Hörtest Du nicht Stimmen oben?“

Auch Bernhard hielt an und horchte, aber kein Ton traf sein Ohr. „Nichts weiter als unser eigenes Echo,“ sagte er; „so leise wir sprechen, kehren unsere Worte an der Felsecke abprallend, zu unsrem Ohr zurück. Aber laß uns eilen, Liebste. Bist Du nur erst mein, wird diese Angst sich geben.“

Es erfolgte keine weitere Unterbrechung. Schritt um Schritt machten sie sich den rauhen, beschwerlichen Pfad hinab Bahn, bis endlich im tiefsten Thalgrunde zwischen dem kleinen Bache und dem Schloßfelsen eine alte, gothische Kapelle zum Vorschein kam. Die Zinnen, die Thürme, die reichen

Zierrathen des kleinen Gebäudes ragten, für die Herabsteigenden vollkommen sichtbar, aus dem im Hintergrund befindlichen glitzernden Gewässer hervor. Dagegen blieb mit Ausnahme dieser dunkeln architektonischen Umrisse, so wie einiger kühnen Felsenmassen, die übrige Scene in tiefe Nacht begraben. Schon oft hatte Isabelle an Sonn- und Feiertagen den Gottesdienst in der Kapelle besucht, aber mittelst eines andern Pfades, der, in den Felsen gehauen, unmittelbar zum Schlosse führte. Auf ihrem dießmaligen Wege schien ihr Alles neu und verändert und zwar von ihren eigenen Gefühlen bis zu dem Anblicke der Gegend selbst. Auf der Seite, von welcher sie sich näherten, stahl sich ein schwacher Lichtstrahl vom Altar durch die Fenster, nicht unähnlich einer reinen, heiligen Gottesverehrung in Mitten finsterer Jahrhunderte, und, von ihm geleitet, befanden sie sich bald am Eingang der Kapelle. Die Thüre gab willig dem Drucke der Hand nach, und Isabelle, von Bernhard halb geführt, halb getragen, näherte sich dem Altar, wo sie das letzte Gelübde jungfräulicher Liebe ablegen sollte. Vor dem Altar stand auf der einen Seite der gute Vater Willand, auf der andern zu nicht geringem Erstaunen Bernhards und Isabellens der ordentliche Geistliche des Platzes, blaß, bewegt, hie und da mit wildem, ängstlichen Blicke in die Runde sehend.

„Schnell!“ rief Vater Willand, als die Liebenden nahe kamen, „ihr habt lange gezögert, meine Kinder. Laßt uns das Geschäft schleunig abmachen und die Lichter auslöschen.“

„Ich bin gezwungen,“ sagte der andere Geistliche,

„durch Befehle, denen ich nicht zu widerstehen wage, diese Nacht hier zu seyn. Aber ich rufe euch zu Zeugen, daß ich wider meinen Willen hier bin, und falls der Gebieter von Masseran —"

„Pah! Pah!" rief Vater Willand; „wir bedürfen Eurer überhaupt nicht, guter Freund. Wir brauchen nichts als die Kapelle — ich lese das Gebet, Bruder! — Näher meine Kinder, näher," und damit nahm er das Buch und begann alsbald, und zwar so abgekürzt als es der Ritus zuließ, das Trauungs-Formular zwischen Bernhard von Rohan und Isabelle von Brienne abzulesen.

Letztere war einer Stütze sehr bedürftig, aber das schweigsame Mädchen, ihre einzige weibliche Begleitung, war zu leblos, zu statuenartig, um ihr zu einer solchen dienen zu können. Freilich war auch Isabellens Zustand ein ganz ungewöhnlicher. Allerdings ward sie nicht, wie nur zu häufig der Fall, mit einem ihr unbekannten Manne getraut, und die süßen, innigen Gefühle, diese Begleiter des weiblichen Herzens von früher Kindheit an, sollten nicht ohne Vorbereitung gepflückt werden. Das Gleichniß von den Blumen, die so oft der rauhen, rücksichtslosen Hand zum Opfer fallen, welche beim Brechen selbst des Stengels, des Stammes nicht schont, ließ sich auf sie nicht anwenden. Auch übergab sie sich einem Manne, den sie lange gekannt, innig geliebt, den sie stets als ihren Verlobten betrachtet hatte. Aber so plötzlich, so geheim sollte sie ihm nun getraut werden, sollte mit ihm fliehen im Dunkel der Nacht, den Augen der Menschen verborgen, von Allen getrennt, die

durch die Bande des Bluts gehalten waren, diesen neuen Verpflichtungen die Weihe zu geben.

Zu all diesen durch die Lage des Augenblicks hervorgerufenen Gefühlen, kam nun noch die Furcht der Entdeckung, der Verfolgung. Ihre Mutter, das wußte sie, hatte sich mehr in der Rolle eines Spions ihrer Handlungen, eines Kerkermeisters ihrer Person, als in der ihrer Freundin, ihrer Beschützerin, ihrer Rathgeberin thätig erwiesen. Ließ sich unter solchen Umständen annehmen, daß diese Mutter sich nicht in Bälde von der strengen Befolgung der Befehle des Gebieters von Masseran werde überzeugen wollen, damit ja ihre Tochter die Mauern des Schlosses während seiner Abwesenheit auch nicht einen Augenblick verlassen könne? Und wie sollte in diesem Falle die Entdeckung ihrer Flucht nicht augenblickliche Verfolgung hervorrufen? Obwohl sie daher im Allgemeinen ihre Augen zu Boden gesenkt hielt, oder sie mit dem Ausdrucke der Liebe, des Vertrauens zu Bernhard von Rohan erhob, warf sie doch zuweilen einen ängstlichen Blick rückwärts über die Schulter nach dem Eingange der Kapelle. Sie machte dabei die Bemerkung, daß dieselbe Furcht ihre Begleiterin beseelte, deren Augen gewöhnlich in der nämlichen Richtung thätig waren.

Vorläufig gieng jedoch keine Unterbrechung vor. Die Worte — die unwiderruflichen Worte ihrer Vereinigung mit Bernhard wurden leise aber fest gesprochen, der Ring befand sich an ihrem Finger, die Einsegnung war vorüber, und einen Augenblick, einen kurzen Augenblick lag sie als

Braut in den Armen des Geliebten. Aber plötzlich ließ sich ein Geräusch vernehmen, als fiele in der kleinen Sakristei zur Rechten des Altars etwas zu Boden.

Im Nu löschte der Geistliche die Lichter. Bernhard hielt Isabelle fortwährend mit dem linken Arm umfaßt, während seine Rechte nach dem Schwerte griff. Aber ehe er es ziehen konnte, warfen sich drei Männer auf ihn, von denen zwei aus der Sakristei, der dritte durch das im Hintergrunde befindliche Fenster eingedrungen waren. Durch das Letztere bahnten sich noch mehrere Andere den Weg.

Nun herrschte vollkommene Finsterniß und Verwirrung in der Kapelle; gewiß aber war, daß die Zahl der Eindringenden mit jeder Minute stieg. Der junge Ritter kämpfte gewaltig um seine Freiheit, er zog vermöge seiner großen Körperkraft seine Gegner hieher und dahin, aber sie ließen ihn nicht los, hingen sich vielmehr an seine Arme, daß er weder Schwert noch Dolch fassen konnte, und eben so wenig das kleine Jagdhorn an seiner Seite, dessen Ton, wie er wußte, ihm augenblicklich Succurs verschafft hätte. In der Unmöglichkeit, es an die Lippen zu bringen, erhob er seine Stimme zu lautem Hülfrufe, aber frische Streiter warfen sich auf ihn, eine Schärpe schlang sich um seinen Mund, die Arme wurden ihm rücklings gebunden, und so sah er sich rettunglos gefangen.

Wie gesagt herrschte die vollste Dunkelheit, nicht der geringste Lichtstrahl ergoß sich in die Kapelle und Niemand erlaubte sich ein lautes Wort. Bernhard hörte nichts als das Getrampel vieler Füße, ein leises, murmelndes Geflü-

ster, als fände Berathung oder Befehlertheilung statt, endlich das Schluchzen einer Brust, die, wie er nur zu gut erkannte, dem Wesen angehörte, das er über Alles auf Erden liebte. Einmal ließ sich eine Stimme etwas lauter als die andern wahrnehmen, und er glaubte in ihr Adrian von Meyrand zu erkennen. Gleich darauf erwiederte eine andere, die ihm fremd war: „Nein, nein, hieher. Laßt die Thüre dort verschlossen, diese hier bringt uns schneller dahin."

Nun völlig übermannt, obwohl das Herz in ihm glühte, und er zu Sprengung seiner Bande sich die Kraft dessen wünschte, der einst den Tempel von Gaza niedergestürzt, gab Bernhard im Gefühle entschiedener Vergeblichkeit ferneren Widerstand auf. Doch konnten sie ihn nicht ohne rohe Gewalt durch die Sakristei und von da durch eine kleine Pforte ins Freie schleppen. Noch immer schloß ihm die Schärpe den Mund, daß er nicht sprechen, kaum athmen konnte, aber die frühere, totale Finsterniß war in etwas gewichen, und er sah sich hastig überall um. Von Isabellen war keine Spur zu erblicken; da und dort zeigten sich einige dunkle zerstreute Gruppen, von denen er Niemand erkennen konnte, und so ward er den Felsen, auf welchem das Schloß stand, hinaufgeschleppt.

In wessen Hände er gefallen, war ihm nun kein Geheimniß mehr. Der Charakter des Mannes war zu gut bekannt und hätte Bernhard in diesem Augenblick an sein eigenes wahrscheinliches Schicksal gedacht, würde er nichts als die schwärzeste, gewaltsamste Lösung des Drama vorausgesehen haben. Aber in diesem Augenblick war er nur mit

Isabellen beschäftigt; mit unbeschreiblichem Seelenschmerz gedachte er der traurigen Folgen, die dieses Ereigniß für sie haben mußte. Er erkannte die ganze Bedeutung der unglückseligen Thatsache, Isabellen unter solchen Umständen und jenseits der Grenzen ihres Geburtslandes in den Händen des Herrn von Masseran zu wissen.

Inzwischen schleppten sie ihn über den kurzen Raum zwischen dem Schloßfelsen und der Kapelle, nach einem in den festen Stein gehauenen Thorweg. Am Eingang desselben stand ein Soldat mit einer Fackel. Diesem übergaben sie ihn, indem sie mit den Worten zur Eile mahnten: „Da nehmt und versorgt ihn, wie Euch der gnädige Herr befohlen.“

Der Mann mit dem Lichte erwiederte nichts, sondern übernahm mit einem hinter ihm stehenden Gefährten den Gefangenen und geleitete ihn, etwas höflicher, als bisher der Fall gewesen, vorwärts. Kaum hatten sie einige Schritte gethan, so ließ sich ein breites, schweres Felsstück, das, in einer Angel ruhend, dem unterirdischen Gang zur festschließenden Thüre diente, langsam hinter ihnen herab. Rohan gieng geduldig vorwärts, von der Vergeblichkeit des Widerstandes vollkommen überzeugt.

Nachdem er im Verlauf des Wegs eine kleine Treppenreihe erstiegen, gelangte er zu einer eisernen Thüre, vor welcher eine Schildwache mit einem Lichte hielt. Seine Begleiter wiesen ihn hinein, und er fand sich in einem Kerker, dessen erster Bewohner er augenscheinlich nicht war, denn eine Brodkruste mit dickem, grünem Schimmel bedeckt, lag auf dem Tische und in einer Ecke stand ein halbzerbro-

chener Wasserkrug. Neben der Thüre befand sich eine Bettlade mit etwas Stroh und ein einziger Stuhl; außer diesem nothwendigen Geräthe hieng eine starke Kette in einem schweren, eisernen Ringe, durch einen Kloben mit dem soliden Mauerwerk verbunden, an der Wand. Bernhard starrte einen Augenblick wild nach dieser Seite hin, dann blickte er fragend einen der Wärter an, der gerade das verschimmelte Stück Brod vom Tische und den zerbrochenen Wasserkrug aus der Ecke nahm.

Der Mann schien ihn auf den ersten Blick zu verstehen. „Nein," sagte er, „nein! die sind nicht für Euch, falls Ihr Euch ruhig verhaltet. — Jetzt aber könnt Ihr reden, so viel Ihr wollt," und damit band er die Schärpe los. Nach tiefem Athemholen sagte der Ritter: „Was soll all das bedeuten? warum bin ich hier? Wißt und bedenkt, daß ich im Dienste Heinrich II., Königs von Frankreich, bin, und zwar gerade mit einer Botschaft von ihm betraut. Ich kam hieher mit Depeschen des Marschalls von Brissac an den Herrn von Masseran und schwer wird die Züchtigung derer ausfallen, die mich beleidigen oder zurückhalten."

Der Mann hörte ihn mit großer Gemüthsruhe bis zu Ende, und erwiederte: „Wir wissen nicht und bekümmern uns nicht, junger Herr, wer oder was Ihr seyd, und in wessen Diensten Ihr steht. Wir gehorchen den Befehlen unseres Gebieters und seyd Ihr geneigt, allen Widerstand aufzugeben und Euch ruhig zu verhalten, so binden wir Euch los, und lassen Euch den freien Gebrauch Eurer Glieder und Zunge. In dieser Beziehung habt Ihr nur Eines zu beant-

worten, und dieses Eine ist: „Wollt Ihr ruhig bleiben oder nicht?“

„Es bleibt mir keine andere Wahl,“ sagte Bernhard bitter. „Wie ihr mich ungerechter und unverantwortlicher Weise zum Gefangenen gemacht, hab' ich keine Gewalt zum Widerstand, was ihr auch über mich zu verhängen beliebt.“

„Das heiß ich klug gesprochen,“ sagte der Mann; „zuvor aber, wenn's Euch beliebt, wollen wir Euch diese kleinen lustigen Dinger da abnehmen, die ich lieber in meiner Hand als in meiner Gurgel sehe.“ Und nun entkleidete er den Gefangenen mit vieler Vorsicht seiner sämmtlichen Waffen, um sie, wie er lachend bemerkte, ihm für künftige Zeiten aufzuheben. Dann band er ihm die Arme los, die unter den festgeknüpften Stricken ganz erstarrt waren, und mit den Worten: „ich will Euch was zu essen holen,“ bewegte er sich nach der Thüre, an der seine Gefährten stehen geblieben waren.

„Ich hab kein Bedürfniß dazu,“ erwiederte Bernhard düster, und er legte sich in seinem Innern selbst die Frage vor, ob ein menschliches Wesen in einer solchen Behausung Appetit haben könne.

„Es wird kommen, junger Herr, es wird kommen,“ sagte der Mann; gewiß kommt der Appetit, ehe Ihr hier herauskommt. Sah ich doch schon Viele, die den ganzen lieben langen Tag an nichts Anderes mehr dachten, als an Essen und Trinken. Auch war's ja das Einzige, was sie noch an das Leben erinnerte. Hätten sie d a s nicht mehr gehabt, konnten sie ebensowohl einen Stein in der Mauer vorstellen.“

Mit dieser tröstlichen Aussicht auf das bevorstehende Gefängnißleben stellte der Schließer die Lampe auf den Tisch und entfernte sich. Doch kehrte er nach wenig Minunuten mit etwas Speise zurück, die er dem jungen Cavalier, der noch immer in seiner alten Stellung vor dem Tische stand, vorsetzte. Ein kalter Blick, als wollte er sich von Rohan's Standhaftigkeit überzeugen, vertrat dießmal die Stelle der Conversation. Unmittelbar darauf verließ der Schließer das Gefängniß und der Schlüssel drehte sich nochmals von außen im gewichtigen Schlosse.

Bernhard blieb noch lange in derselben Stellung, in die vorigen schwarzen, melancholischen Gedanken vertieft. Noch immer lasteten sie auf seinem Gehirne, obwohl er sie zu bannen, sein Schicksal mit gewohntem Gleichmuthe zu ertragen sich bemühte. Er gab nicht leicht der Verzweiflung Raum, wenn sich nur irgend Gelegenheit zu thätigem Eingreifen darbot, aber dießmal konnte er sich nicht helfen. Mit seiner eigenen Hand konnte er sich nicht Recht verschaffen, mit seiner eigenen Stimme seine Sache nicht verfechten; mochte er Talent und Geist besitzen, gleichviel, es war Alles vergebens. Hier waren Kraft und Muth unnöthig, nur Eines blieb ihm — Geduld, eine Gattung des Muths, die der Bravste nicht immer besitzt. Bernhard bemühte sich, sie zu Hülfe zu rufen; sie kam, aber freilich nur langsam. Und gedachte er Isabellens, seiner lieben, holdseligen Braut, ihm in demselben Augenblicke entrissen, wo er sie mit Recht so nennen durfte, so verließ ihn seine Entschlossenheit und

in voller Verzweiflung warf er sich auf sein Strohlager nieder. — War das sein Hochzeitbette?

Zehentes Kapitel.

„Nun, hab' ich nicht Wort gehalten?“ ließ sich eine Stimme in der Kapelle vernehmen.

„Wirklich, das habt Ihr,“ erwiederte eine andere, „aber ich fürchte, wir sind zu spät gekommen. Der Fall des verdammten Pferdes hat uns fünf Minuten aufgehalten — die wichtigen fünf Minuten, an denen so oft aller Erfolg im Leben hängt.“

„Ihr solltet auch nicht feine, wohlgenährte Berberpfferde in diese wilden Berge bringen lassen, Graf,“ versetzte der Erste, „aber der Kühne kommt nie zu spät. Der Liebhaber ist wohl aufgehoben auf lange Zeit, und Ihr könnt —“

„Husch, husch!“ meinte der Andere, als fürchtete er, ihre Unterhaltung, nicht viel lauter, als ein leises Gelüster, könnte die Ohren eines Dritten erreichen.

„O sie ist ohnmächtig,“ sagte Jener. „Vor kaum zwei Minuten sank sie mir rücklings auf den Arm. Hier, Forli, bring' eine Laterne.“

Diese war bald gebracht, und das Licht ergoß sich von der geöffneten Seite in vollem Strom über das Antlitz Isabellens von Brienne. Ihr schönes Auge war geschlossen, die langen dunkeln Wimpern ruhten auf der anmuthigen

Wange, die Lippen waren blaß, und nirgends gab sich das geringste Merkmal kund, daß dieser schwere, gefühllose Schlaf sich von dem Schlummer des Todes unterscheide. Doch nein, eine kaum merkliche Bewegung mit den Fingern, die Wirkung der körperlichen Pein, die ihr der Strick um die Handwurzeln selbst im Zustand der Ohnmacht verursachte, deutete, obwohl nur schwach, auf das Daseyn von Leben. Zwar ergoß sich das volle Licht nur über ihr Gesicht und ihre Gestalt, doch vertrieben die schwachen Strahlen wenigstens theilweise in der nächsten Umgebung die frühere vollkommene Dunkelheit. Freilich konnte man jeden Einzelnen dabei nicht erkennen, aber in den verschiedenen Theilen der Kapelle werden Gruppen finsterer Gestalten sichtbar, alle sich fern haltend von der Stelle, wo das unglückliche Mädchen, mit dem Kopf auf der obern Altarfläche ruhend, lag. Nur zwei hochgewachsene, kräftige Männer standen neben ihr und ein dritter, auf den Knieen liegend, leuchtete ihr mit der Laterne ins Gesicht.

„Wär's nicht besser, wir brächten sie alsbald weg?" bemerkte eine der Stimmen.

„Da hat sie den Ring am Finger!" sagte der Andere, ohne auf die Frage zu achten. „Verflucht sey das dumme Vieh wegen dieses Aufschubes! ich schieß es nieder mit meinen eigenen Händen, wenn ich zurückkomme." Hier hielt er eine Weile an, und fuhr dann fort: „So, er meint wohl, es gebe keinen Zauber, der diesen Ring je wieder herunterbringe? Aber ich finde schon einen, und, täusch' ich mich nicht, macht derweilen schon ein mächtiger Magier im Louvre

die Gegenbeschwörung zurecht. — Nein, nein, lieber Herr, es bleibt beim Alten; ich muß als Befreier erscheinen, nicht als Beleidiger. Die Zeiten sind vorbei, wo Damen sich in ihre Räuber verliebten. Aber wo soll es seyn? — ich denke, oberhalb La Chapelle?"

„Bewahre," erwiederte der Erste, „das geht nicht. Man könnte sagen, ich wolle mich mit dem Kaiser vereinigen. Nein, besser im Thal, gerade oberhalb Les Echelles. Dort sind wir auch der saubern Freunde los, mein Bester, die uns unser letztes Spiel verdarben. Es wird Tag seyn, bis wir dahin kommen und das ist just die rechte Zeit."

„Husch! sie kommt zu sich," sagte der Andere. „Schnell die Laternen verschlossen!" und nach kurzem Geflüster entstand eine merkliche Bewegung in der Kapelle. Einige kamen, Andere giengen, und Isabelle von Brienne, allmählig zum Bewußtseyn ihrer unglücklichen Lage erwachend, erkannte die strenge Stimme des Marquis von Masseran, der nun laut und in gebietendem Tone seinen Leuten die geeigneten Befehle gab.

„Ist die Sänfte noch immer nicht da?" sagte er. „Geht und beschleunigt ihre Ankunft; ich will dafür sorgen, daß solche Complotte nicht wieder vorfallen können. Habt ihr den Pfaffen gefaßt? ich hoffe, ihr habt ihn nicht entkommen lassen."

„Der ist wohl aufgehoben," erwiederte Einer, „schon längst liegt er in der Burg unter Schloß und Riegel. — Die Sänfte ist da, gnädiger Herr."

„Kommt meine Schöne," sagte der Gebieter von

Masseran. „Könnt Ihr nicht gehen, so müssen wir Euch eben wegtragen. Inzwischen denk' ich, ein Fräulein, gewandt genug, ihre eigene Mutter zu überlisten, und in einer Nacht wie diese, den Weg hieher zu finden, sollte bis zur Kapellenthüre gehen können."

„Gnädiger Herr," sagte Isabelle schwach, „ich betrog meine Mutter nicht. Eine Gefangene verschwieg ich blos meinen Plan zur Flucht vor einer Andern, die, wie ich unwillkührlich glauben muß, die Rolle eines Spions, eines Kerkermeisters zu spielen genöthigt war. — Ich rufe Jeden zum Zeugen," fuhr sie fort, die Stimme so laut erhebend, als ihr schwacher Zustand ihr erlaubte, „ich rufe Jeden zum Zeugen, daß ich gegen diese gewaltsame Wegschleppung protestire, es wäre denn, man wollte mich an den Hof des Königs von Frankreich, meines angestammten Oberherrn, bringen."

„Und wer sagt Euch, daß wir Euch anderswohin bringen wollen, als an seinen Hof?" fiel ihr der Gebieter von Masseran ins Wort. „Kommt, Madame, kommt! Laßt Eure Argumente und Proteste; ich bin Eurer Mutter Gemahl, Euer zeitiger Vormund, und dieser Vormundschaft sollt Ihr nicht so leicht entkommen." Mit diesen Worten ergriff er sie unsanft am Arme, und halb führend, halb schleppend, brachte er sie zum Eingang, wo sie sich in die Pferdesänfte setzen mußte. Nur so lange wurde hier noch verweilt, bis die Mannschaft sich auf's Pferd geworfen und die Marschordnung getroffen war. Dann setzte sich Masseran an die Spitze des Zugs, und dieser bewegte sich langsam vor-

wärts und zwar in entgegengesetzter Richtung vom Schlosse. Unfähig sich zu bewegen, lag Isabelle in der Sänfte und weinte. Inzwischen bemerkte sie, daß einzelne Reiter von Zeit zu Zeit vor- und zurücksprengten, und daß überhaupt gar vielfache Befehle und Weisungen den einzelnen Individuen des Zuges gegeben wurden. Mit ihr sprach Keiner ein Wort, doch machte sie bei Tagesanbruch die tröstliche Bemerkung, daß sich unter der Vorhut die Gestalt einer Weibsperson befand. Auch meinte sie in der Nacht die klagende Stimme ihres Mädchens gehört zu haben, und der Gedanke, im Zustande der Gefangenschaft an ihr eine Gefährtin zu haben, gereichte ihr zu nicht geringer Beruhigung.

Gerade in diesem Augenblick, wo noch immer die graue Nacht am Himmel hieng, aber Felsen und Bäume und Berge insgeheim mit jeder Sekunde deutlicher und bestimmter hervortraten, gab sich viel Geräusch und Bewegung unter der Truppe des Marquis von Masseran kund. Wenige Minuten später machte er auf der Spitze der Anhöhe Halt, und man sah ihn in lebhaftem Gespräch mit einigen seiner Leute. Zugleich drang Trompetenschall zu Isabellens Ohr, und sie konnte Pferdegalopp deutlich unterscheiden. Nun sah sie einige von Masserans Leuten, die sich bei der Vorhut befanden, absitzen, sich in schußfertige Stellung werfen, und einigemal ins Thal hinunterfeuern. Unmittelbar darauf hörte man ein lebhaftes Musketenfeuer in der Entfernung, und der Marquis, scheinbar in großer Hast und Bewegung, ließ die Sänfte eilig dem Zuge voraustragen. Aber immer häufiger wurden die Musketenschüsse von Seiten der Leute des

Marquis sowohl, als der scheinbaren Verfolger; der Rauch zog sich in langen weißen Wolken das Thal hinab, die Sänfte verhüllend, und Alles ringsum undeutlicher machend, während Galoppschlag, mit lauten, befehlenden Männerstimmen vermischt, immer näher drang. Endlich hörte man Schwertschläge, und zwei bis drei Berittene wurden von Andern im Handgemeng hinter die Sänfte zurückgetrieben. Noch eine kurze Scene des Tumults und der Verwirrung und das Gewehrfeuer schien sich in größerer Entfernung zu verlieren. Die beiden Reiter, welche der Sänfte zur Bedeckung dienten, machten plötzlich Halt, sahen sich um, und suchten in vollem Galopp das Weite. Der Führer selbst schlüpfte die Felsen hinab ins Thal, um sich, wie es schien, im Gebüsch zu verstecken, und Isabelle blieb allein mit gebundenen Händen, unfähig, ihren Sitz zu verlassen.

Bald aber ließen sich laute Stimmen vernehmen, und ein stattlicher Trupp, mit Staub und Rauch bedeckt, ritt gegen ihren Standort heran. Der siegreiche Führer sprang alsbald vom Pferde, und während einer seiner Leute das Gespann der Sänfte am Zügel ergriff, trat Graf Meyrand zu Isabellen und rief im Tone tiefen Mitleids und Bedauerns: „ich fürchte, Fräulein, Ihr müßt entsetzlich gelitten haben. Guter Gott!“ fuhr er fort, „der Elende hat ihr sogar die Hände gebunden,“ und nun schnitt er auf der Stelle mit seinem eigenen Dolch die Stricke entzwei, die auf den zarten Gelenken eine tiefe Furche zurückließen. Zugleich fügte er manch' beruhigendes Wort bei, aber immer im Tone vollster Unterwürfigkeit und Ehrerbietung, so daß Isabelle, die an-

fangs geneigt gewesen, die Befreiung durch seine Hand für peinlicher zu halten, als ihre frühere Gefangenschaft, allmählig auf andere Gedanken kam. Sie stammelte in wenig Worten ihren Dank für seinen Beistand, seine Aufmerksamkeit, und mit einer Bereitwilligkeit, die sich nicht lange bitten ließ, erzählte er ihr, wie er vorige Nacht erfahren, der Gemahl ihrer Mutter habe sich, in Folge ihres Versuchs, vom Schlosse Masseran zu entfliehen, äußerst gewalthätig gegen sie benommen, und sey nun im Begriffe, sie ins Innere von Savoyen abzuführen.

„Ich habe meine guten Gründe," fuhr der Graf fort, „den Mann eines geheimen Einverständnisses mit den Feinden Frankreichs für schuldig zu halten, und gewiß hatte er keine andere Absicht, als Euch auf immer aus der Nähe Eurer Freunde und der Verbindungen Eures Heimathlands zu entfernen, und dem königlichen Schutze zu entziehen. Freilich," fügte er mit einem Seufzer bei, „war ich geneigter Annahme meines Beistands nicht gewiß, und doch konnt' ich meiner Neigung, Euch zu folgen, Befreiung zu bieten, nicht widerstehen. Ich fürchtete zwar, Euch zu beleidigen, aber diese Bande um Eure Hände, holdes Fräulein, geben zur Genüge kund, daß Ihr wider Euren Willen weggeschleppt wurdet, und so mag denn auch das, was ich gethan, nicht vergeblich gewesen seyn."

Seine Worte stimmten so vollkommen mit Isabellens früherem Verdacht über Masserans Absichten zusammen, daß sie mehr Zutrauen zu ihm gewann, als sonst wohl der Fall gewesen wäre. Wie gesagt, entfernte auch der ehrer-

dietige Ton, den er annahm, manche ihrer früheren Bedenklichkeiten, und sie drückte ihm wiederholt ihren Dank für den geleisteten Dienst aus. Dabei sah sie ihm aber noch immer verstört ins Gesicht, als wäre sie seines Raths für die nächste Zukunft bedürftig.

Der schlaue Graf verstand diesen Blick und wohl wissend, daß ihre gegenwärtige Lage sie ganz in seine Gewalt gab, beschloß er, ihr dem Scheine nach eine unbeschränkte Freiheit zu lassen, so lange sie keinen Gebrauch davon machen konnte. Er erlaubte sich kein Wort über die Frage, wohin sie zunächst ihre Schritte zu wenden hätte, sondern blieb neben der Sänfte stehen, die Mütze in der Hand, die Feder auf dem Boden hin- und herziehend, als wäre er ihrer ferneren Befehle gewärtig.

Isabelle war sichtbar in Verlegenheit; sie hätte ihm gerne alles Vorgefallene erzählt, hätte ihm gerne gesagt: „ich bin Rohans Gemahlin; schützt mich, Eurem Freunde und Kameraden zu liebe,“ aber eine Bangigkeit, ein Zweifel, ein Stocken hielt sie zurück. Sie hatte sich mit dem durchdringenden Scharfblick des Weibes in Allem, was Liebe betrifft, von der Intensität und Gefährlichkeit der Leidenschaft des Grafen überzeugt, und wenn auch Schamhaftigkeit einigen Theil an ihrem Bedenken hatte, so bestärkte sie doch vorzüglich die Furcht, durch das Bekenntniß ihrer ehelichen Verbindung Bernharden von Rohan zu gefährden, seine Gefangenschaft noch strenger zu machen, ja vielleicht sein Leben aufs Spiel zu setzen, in dem Entschlusse, sich Zeit zur Ueberlegung zu nehmen. Die nächste Frage war nun aber,

was für den Augenblick zu thun wäre, und nach langer, ihre Verlegenheit an den Tag legenden Pause, sagte sie halb zu sich, halb zu dem Grafen: „Wohin nun gehen, was beginnen?“

Gerade diese Frage hatte Meyrand erwartet und gewünscht. „Dürft' ich meine unmaßgebliche Meinung äußern,“ sagte er in bescheidenem Tone. „so würde sich Fräulein von Brienne unverzüglich an den französischen Hof und unter den Schutz Ihres Souveräns begeben, der sich wohl am Besten zu ihrem Führer, ihrem Vertreter eignet. Dort entgeht ihr auch der Rath und Beistand ihres Bruders nicht, sie tritt somit von selbst in jenen Zustand von Freiheit, Behaglichkeit und wie ich hoffe, von Frieden wieder ein, dessen sie, wie ich kaum zweifeln kann, durch die Verbindung ihrer Mutter mit dem charakterlosen Savoyarden beraubt ward.“

„Aber da ist noch gar Vieles zu bedenken,“ sagte Isabelle leise; „noch gar Vieles, Herr von Meyrand —“ und bei diesen Worten, fiel ihr der Gedanke schwer aufs Herz, daß sie den Mann, dem sie so eben erst die Hand gegeben, in Gefahr und Kummer, vielleicht im Elend, verlassen, daß sie wenige Stunden nachdem sie sich gegenseitig immerwährende Vereinigung durchs Leben zugesagt, eine Entfernung von mehr als hundert Meilen zwischen sich und diesen theuren Mann setzen solle.

Graf Meyrand schnitt ihr Bedenken kurz ab. „Jedenfalls, theures Fräulein,“ sagte er, „wird uns der augenblickliche Uebergang auf französischen Boden zur absoluten Nothwendigkeit. — Die Grenze ist ganz nahe, in wenig

Stunden befinden wir uns in unserem Geburtslande. Verlaßt Euch darauf, der saubere Herr von Masseran gibt seine Leute nicht so wohlfeilen Kaufs preis. Mein sämmtliches Gefolge befindet sich hier, er aber kann hunderte zu Hülfe rufen, und möchte mich trotz alles Widerstandes überwältigen, Wünscht ihr in Savoyen zu bleiben, so werde ich zwar mein Bestes zu Eurem Schutze thun, aber ich fürchte die Folgen, und möchte Euch rathen, oder besser gesagt Euch überreden, alsbald über die Gränze zu gehen. Ihr könnt ja nachher über Euer künftiges Verhalten zu Rath gehen, wenn wir einmal französischen Boden unter uns haben; denn hält auch Frankreich dieses Land mit Gewalt der Waffen in Unterwürfigkeit, so ist es eben doch nicht unser eigen, und während wir in den Festungen liegen, müssen wir das offene Land seinem Schicksale überlassen. Ha!" fuhr er fort, die Straße hinansehend, auf welcher einige seiner Begleiter mit einem Pferde znm Vorschein kamen, das die schweigsame Zofe, die Begleiterin Isabellens in dieser verhängnißvollen Nacht trug, „Ha! hier kommen gerade einige meiner Leute, wie es scheint mit einer dienstbaren Gefährtin. Könnt Ihr Euch auf sie verlassen, so wird Euch ihre Gesellschaft zu nicht geringem Troste gereichen."

„Es ist mein Mädchen," sagte Isabelle, „und ich bin ganz Eurer Meinung, daß es fürs Erste am Gerathensten ist, der französischen Grenze zuzueilen, falls die Entfernung nicht bedeutend wäre."

„Ein Ritt von wenig Stunden, nichts weiter," war

die Antwort. Aber wir dürfen keine Zeit verlieren, der Feind möchte uns auf der Ferse seyn."

So sehr Isabelle von Sorge, Gemüthsbewegung, Ermüdung angegriffen und erschöpft war, gab sie doch ihre Bereitwilligkeit zur alsbaldigen Weiterreise zu erkennen, und die Pferde an der Sänfte setzten sich in der Richtung gegen die Gränze in Bewegung. Die Zofe, vom langen Ritte gleichfalls ermüdet, nahm an der Seite ihrer Gebieterin in dem bequemern Tragwerk Platz, und Graf Meyrand, der sich zu Pferde fest an der Sänfte hielt, ließ es an freundlichen, beruhigenden Aufmerksamkeiten gegen Isabelle nicht fehlen. Er vermied dabei jedes Zeichen von Huldigung oder Zuneigung, das ihr zuwider seyn konnte, doch würde sie es, wie wir nicht bergen können, vorgezogen haben, wenn er sie einem Zweigespräch mit ihren eigenen Gedanken überlassen hätte. Die Nothwendigkeit, unter der Führung und dem Schutze eines Mannes zu reisen, dessen auf beleidigende Weise geltend gemachte Liebe sie hatte zurückweisen müssen, war an sich schon höchst peinlich für sie, und die Aussicht auf eine längere Dauer dieses Verhältnisses so drückend, daß sie es auf jede Gefahr abzubrechen beschloß. Die Frage über das Wie erforderte reifliches Nachdenken, aber dazu, so wie zu einer Erörterung ihrer künftigen Handlungsweise mit ihrer Begleiterin, dem einzigen Gegenstande einer längern, vertrautern Bekanntschaft in ihrer gegenwärtigen Lage, ließ ihr der Graf absichtlich keine Zeit.

Vor Ablauf der nächsten drei Stunden befanden sie

sich auf französischem Gebiet und Isabelle mußte es nicht wenig auffallen, daß der Gebieter von Masseran, wenn es wirklich seine Absicht war, sich dem Kaiser oder Philipp von Spanien in die Arme zu werfen, bis auf wenige Meilen der französischen Gränze nahe kommen mochte. Auch noch andere Vorfallenheiten kamen ihr etwas bedenklich vor, aber sie konnte keiner derselben auf den Grund sehen, während es ihr ebensowenig gelang, den dießfallsigen Argwohn los zu werden.

Im ersten Dorf ward für nöthig gefunden, Halt zu machen, um den Pferden an der Sänfte einige Erhohlung zu gönnen. Graf Meyrand bot mit der besorgtesten, zartesten Aufmerksamkeit Allem auf, was Isabellens Zustand und irgend einer Weise erträglicher, erfreulicher machen konnte. Er besorgte für sie ein Zimmer in der kleinen Schenke, wo sie einige Stunden ruhen konnte, ließ auf's Eiligste die nöthigen Erfrischungen bereiten, und befahl, seine Pferde wieder vorzuführen. Zu Isabellens nicht geringem Erstaunen, wendete er sich mit den Worten an sie: „Es mag nun das Beste seyn, wenn ich mich für jetzt beurlaube, Fräulein von Brienne. Ihr seyd hier in Sicherheit bis zu meiner Rückkehr; ich muß nun gegen Chambery hin eine Recognoscirung vornehmen, falls etwa Streifpartheien dieses Mannes die Gränze passirt hätten und Euch auf Eurer ferneren Route beobachten wollten.“

Isabelle bemühte sich dem Benehmen ihres Gesellschafters die beste Auslegung zu geben, und so hielt sie denn seine Worte für eine delicate Entschuldigung, sie für jetzt

allein zu lassen. Sie suchte sich zu überreden, daß zwischen dem Grafen und Bernhard von Rohan eine Verständigung stattgefunden haben möge, die dem Erstern alle Aussicht auf den Besitz ihrer Hand genommen hätte, und daraus ergab sich der weitere Trugschluß, Meyrands gegenwärtiges Benehmen entspringe aus der Absicht, den Anforderungen der Freundschaft und den Gesetzen ritterlicher Artigkeit in jeder Weise zu genügen. Aber das Mißtrauen, diese Furcht der instinctmäßigen Einsicht, womit das Weib des Mannes Leidenschaft durchschaut, verließ sie darum nicht, und um ja nicht mißverstanden zu werden, widersetzte sie sich seinem Gehen mit keiner Sylbe. Freilich fühlte sie, daß sie damit gegen die Gesetze der Höflichkeit anstieß, und ebenso glaubte sie auf seinem Gesichte den Ausdruck getäuschter Erwartung über die kalte Gleichgültigkeit, womit sie seine Ankündigung hinnahm, zu bemerken.

Eilftes Kapitel.

Graf Meyrand und seine Reiter entfernten sich langsam von der Hausthüre, und Isabelle war nun mit ihrem Mädchen der einzige Gast in der kleinen Schenke.. Beide fühlten sich ausnehmend müde. Gern hätte sich das Fräulein unter Verzichtleistung auf jede Art von Erquickung durch Speise und Trank alsbald zur Ruhe gelegt, aber eine Verständigung mit ihrer Begleiterin über ihr gegenwärtiges

Schicksal, namentlich über die Frage, wie man den überall drohenden Schwierigkeiten begegnen möge, lag ihr noch mehr am Herzen. Deßhalb kam ihr der Schlaf gar nicht in den Sinn, sondern sie eröffnete sogleich das Gespräch. Hatte sich aber die Zofe immer sehr schweigsam erprobt, so behauptete sie dießmal ihren Ruf mehr als je. Sie kehrte nicht nur ihre mürrische Laune heraus, die an sich schon Isabellen nicht gefallen konnte, sondern nahm noch überdieß den Ton der Verletzten, Gekränkten an, und schien darüber ihre Theilnahme an den schweren Leiden ihrer Gebieterin zu vergessen. Isabellens Fragen über die Vorfälle in der Kapelle, nachdem sie das Bewußtseyn verloren, beantwortete sie einfach damit, sie selbst sey so erschrocken gewesen als irgend Jemand, und habe nur an sich selbst gedacht.

„Es scheint Dir leid zu thun, Margaretha," sagte Isabelle, nachdem sie dieß Benehmen einige Zeit geduldet, „es scheint Dir leid zu thun, daß Du mir in diesem Handel Deinen Beistand liehest, und so Dir selbst einige Inconvenienzen zuzogst."

„Das nicht, gnädiges Fräulein," versetzte sie kurz, „aber ich bin sehr müde."

„Dann wär's wohl am Besten, Du giengst zu Bette," meinte ihre Gebieterin. „Ich bedarf Deiner in den nächsten Stunden nicht."

„Das will ich augenblicklich," war die Antwort, „aber ich bin sehr hungrig."

Isabelle konnte es nicht über sich gewinnen zu lächeln, wie sie wohl bei einer andern Gelegenheit gethan haben

würde, denn Selbstsucht verletzt vielleicht weniger in ihrer einfachen Nacktheit, als wenn sie durch ein heuchlerisches Gewand durchscheint. Wie die Häßlichkeit selbst nimmt sie sich geschminkt noch häßlicher aus. In diesem Augenblicke trug die Frau vom Hause, eine Wittwe, mit ihren eigenen und den Händen eines weiblichen Dienstboten, über welche letztere sie wie über ihre eigenen zu gebieten hatte, denn sie thaten nichts ohne ihre Befehle — einige Schüsseln zum Frühstück auf, die sie mit aller schuldigen Ehrfurcht vor Isabellen hinstellte. Die junge Dame versuchte zu essen, aber in diesem Augenblicke fielen ihr so viel traurige Dinge ein, sie gedachte der wahrscheinlichen Lage des Geliebten, des schwarz über ihm hängenden Schicksals, und um uns der einfachen, aber bezeichnenden Worte des alten John Hall zu bedienen, wo er das Benehmen des ersten berühmten Herzogs von Buckingham vom Zeitpunkt seiner Verhaftung bis zur Hinrichtung beschreibt: „Kein Bissen wollte hinunter.“

Die Zofe dagegen ersetzte, was ihrer Gebieterin an Appetit abging durch den ihrigen, denn sie ließ sich sämmtliche Gerichte gar trefflich behagen. Als sie endlich fertig war, rieth ihr Isabelle zu Bett zu gehen und befahl, den Tisch abzuräumen. Die Zofe ließ es sich nicht zweimal sagen, und verließ alsbald das Zimmer. Der gutmüthigen Wirthin entging es nicht, daß die junge Dame so viel als nichts genossen, sie drang in sie, wenigstens etwas Wein zu sich zu nehmen, für dessen Vortrefflichkeit sie sich verbürgte. Aber Isabelle, deren Blicke zufällig auf das Fenster fielen, schrack plötzlich zusammen und erwiederte gleich darauf:

„Nein, gute Frau, was mir zunächst gut thun wird, ist etwas ruhige Ueberlegung. — Täusch' ich mich nicht," fuhr sie fort, „so sah ich so eben einen ehrlichen Mönch hart am Fenster vorübergehen, als wollte er sich auf die Bank vor der Thüre setzen. Nach den Muscheln auf der Schulter möcht' ich ihn für einen Pilgrim halten. Bringt ihm die Schüssel und sagt ihm, sie komme von einer Dame, die ihn bitten ließe, für sie zu beten, da sie sich seit letzter Nacht in einer übeln Lage befinde."

Die ehrenwerthe Hausfrau ergriff aufs Bereitwilligste das Gefäß mit eigenen hohen Händen und brachte es dem Wandersmann draußen. Dann kehrte sie zurück, noch Einiges in Ordnung zu bringen, und Isabelle fragte etwas rasch: „Was gab er zur Antwort?"

„O! gnädige Frau! er läßt Euch tausendmal Dank sagen. Er zog einen Rosenkranz hervor, der nach seinem Vorgeben viele Jahre lang in Loretto hieng, und begann alsbald so viel Pater und Ave's herzusagen, als wohl bei unserem Ortspfarrer ein Dutzend Kronen kosten würden."

„Und sagte er sonst nichts?" fragte Isabelle mit etwas getäuschter Miene.

Die Wirthin antwortete verneinend, und wünschte der jungen Dame angenehme Ruhe. Nun aber senkte sich die Schwermuth mit immer schwererem Flügel auf Isabelle herab. Sie saß da, das Haupt mit dem Arme gestützt, und wieder und wieder erneuerten sich dieselben Gedanken über ihre eigene und die Lage des Geliebten, eine peinliche, fruchtlose Wiederholung, vielleicht die drückendste unter allen

Formen der Sorge. Wissen und fühlen, daß Thätigkeit, Anstrengung absolut nothwendig ist — Hoffnung haben, gerade nur so viel, um sich nicht dem Muthe der Verzweiflung hinzugeben, — an eine Möglichkeit der Aenderung der Verhältnisse glauben, ohne die geringste Kenntniß der Mittel, wodurch sie bewirkt werden kann, in völliger Ungewißheit über die Art und Weise, wie die Anstrengung thätig seyn soll, wohin die Hoffnung führen mag, ist ein Zustand, in den wir auf unserm Lebenswege zu Zeiten gerathen. Wohl mag man ihn mit jenen dichten, undurchdringlichen Nebeln vergleichen, die zwar keine absolute Finsterniß verbreiten, aber noch schlimmer sind, als diese, weil undurchdringlich dem Lichte selbst.

Freilich dachte Isabelle nicht sowohl an sich, als an einen Dritten, an Bernhard von Rohan, und zwar mit dem tiefsten, innigsten, zärtlichsten Gefühle. Nachdem sie sich einige Minuten lang einem vagen, unzusammenhängenden Nachdenken über die Möglichkeit eines thätigen Auftretens von ihrer Seite hingegeben, war sie, um ihren Hoffnungen nicht jeden Stützpunkt zu entziehen, genöthigt, an Glück und Zufall zu appelliren — nein, nicht an Glück und Zufall, wohl aber an die Gnade und Barmherzigkeit Gottes. Auf ihn stützte sie ihre Hoffnung und dieser Gedanke erfüllte sie mit neuem Muthe. „Könnt' ich denn nicht," fragte sie sich, „in irgend einer Weise für den Geliebten thätig seyn, in welcher Lage er sich auch befinden mag."

Aus dem Vorgang in der Kapelle, namentlich aus dem Umstande, daß auch nicht das geringste Waffengetöse oder

andere Anzeichen eines wirklichen Kampfes vernehmbar geworden, sowie aus der Art und Weise, wie es ihr selbst ergangen, war sie anzunehmen geneigt, daß ihr Geliebter überwältigt und gefangen worden, ehe er sich zur Wehre setzen konnte. Sie konnte kaum glauben, daß der Gebieter von Masseran Etwas gegen sein Leben wagen würde. Die Gefahr dabei schien ihr in keinem Verhältniß zu stehen zu dem beabsichtigten Zwecke, denn sie kannte diesen Zweck gar nicht, und hielt ihn für geringer, als er wirklich war, — ja für einen ganz andern. „Gesetzt nun, er wäre ein Gefangener im Schlosse Masseran, könnt' ich denn nicht," fragte sie sich, „Mittel finden zu seiner Befreiung?" Hatte sie doch von solchen Vorgängen gehört, nicht nur aus frühern Tagen, sondern aus ihrem eigenen Jahrhunderte, aus den Zeiten der Gegenwart selbst. Wie oft hatte sie schon gehört, daß der schwachen Hand des Weibes, der ausdauernden weiblichen Neigung gelungen, woran männliche Kraft und Klugheit zu Schanden ward, und sie besaß ja ein Herz, das zwar sanft und weich und nachgiebig in der Stunde des Glücks und der Sicherheit, doch seiner Stärke, seines Muths sich bewußt war, wenn Gefahr und Noth lieben Angehörigen drohte. „Der Geist meines Vaters," sagte sie, „der Geist des Mannes, der sich lieber dem vollen Zorn eines despotischen Königs aussetzte, als daß er den Freund seiner Jugend verlassen hätte, wird mir durchhelfen durch jede Prüfung auf meinem Wege zur Befreiung des Geliebten.

„Aber wie, wie?" war die Frage. Welche Mittel standen ihr zu Gebote, welche Stratageme, so lange sie von

Hadrian von Meyrand bewacht war? Sollte sie ihm ihren Entschluß mittheilen, an seine Ehrenhaftigkeit, seine Freundschaft für Rohan, seinen Edelmuth appelliren? Sollte sie ihm ganz vertrauen? Konnte sie es wagen?

Gerade als sie sich diese Fragen vorlegte, verdunkelte sich das Gemach, als gienge Jemand draußen am Fenster vorüber. Isabelle sah empor, alles war wieder hell. Es war ein heiterer Tag und die Sonnenstrahlen drangen von Südwesten zum Fenster herein, das, nach ländlicher Sitte enge und klein, einen steinernen Rahmen mit drei Abtheilungen hatte. Vielleicht daß ein Zweig des am Hause hinaufrankenden Geißblatts vom Winde gegen das Fenster getrieben, den Schatten verursachte, vielleicht, daß die Sonne sich momentan hinter Wolken versteckt; in diesem Glauben senkte Isabelle wieder das Haupt und überließ sich den frühern Träumereien. Aber augenblicklch kehrte der Schatten wieder und eine Stimme ließ sich vernehmen: „Seyd Ihr allein?“

Isabelle sah empor; der Pilger, den sie zuvor gesehen, stand, auf seinen Stab gelehnt, am Fenster, nicht gerade ihr zugewandt, sondern mit der Schulter an das offene Gitter gelehnt, die Augen nach der savoyischen Seite richtend. Sein Gesicht schien ihr nicht ganz fremd, obwohl sie sich keine Auskunft darüber zu geben wußte. Es war ihr schon das erstemal aufgefallen, und vielleicht in dem momentanen Wiederschein mehr als dießmal, wo sie Muße hatte, es genauer zu betrachten. Auch konnte sie die oben erwähnte Stimme mit diesem Pilgrim kaum identifiziren, oder

wenigstens nicht glauben, daß die Frage ihr gegolten habe. Allein bald darauf sah er sich wieder nach dem Fenster um, und wiederholte: „Seyd Ihr allein?“

„Ganz allein!“ erwiederte sie.

„Dann tretet ganz nahe ans Fenster,“ versetzte er, „setzt Euch daneben, als säht Ihr heraus. Ich nehme hart daran an dem Aufsteigsteine Platz. Aber laßt uns nicht viel Worte machen, und leise reden, jedes Wort wohlerwogen, ehe es uns entschlüpft und behaltet dabei die Zimmerthüre wohl im Auge.“

Soweit Isabelle sein Gesicht übersehen konnte, waren es die Züge eines alten Mannes, etwas scharf und eckig, freilich verbarg die mönchische Kaputze ein gut Theil davon. Sein schneeweißer Bart war nicht so lang, als ihn die Mönche gewöhnlich trugen, und sie schrieb dieß dem Umstande zu, daß er ihn erst seit seiner Pilgerfahrt habe wachsen lassen. Uebrigens sah der Mann recht ehrwürdig aus und da er augenscheinlich mit Isabellens Zustand vertraut war, so bildete sie sich ein, er habe eine Botschaft an sie, und beeilte sich, seiner Weisung zu folgen. Sobald sie am Fenster Platz genommen, setzte er sich auf einen der Steine, die den Reisenden das zu Pferde Steigen erleichtern sollten, und eröffnete mit abgewendetem Gesicht das Gespräch mit der Frage, „Kennt Ihr mich denn nicht?“

„Eure Stimme und Miene,“ erwiederte sie, „sind mir allerdings bekannt, aber ich weiß nicht woher.“

„Ich bin ja Pater Willand,“ sagte er, „der Euch bei Eurer Geburt die Taufe gab, und die ersten neun Jahre

Eures Lebens über Euch wachte, bis mir Euer Vater nach seinem Dafürhalten eine Beförderung in Paris verschaffte. Endlich hab' ich Euch diese Nacht dem Manne angetraut, dem Euch Euer Vater bestimmte."

Guter Gott"!" rief Isabelle; „ich meinte, Ihr wäret in die Hände des bösen Piemontesers gefallen. Hielt ich Euer Entkommen doch für rein unmöglich, da wir von allen Seiten so vollständig umringt waren."

„Sie faßten den andern Priester statt meiner," erwiederte er, „ich verbarg mich hinterm Altar bis sich Alle zerstreut und entfernt hatten. Auch Euer Gemahl ist in die Gewalt des einen Feinds gefallen, und Ihr in die Gewalt des andern, oder was noch schlimmer ist als ein Feind, in die Gewalt eines kecken, verrätherischen, rücksichtslosen Liebhabers."

„Nennt ihn nicht so, Vater Willand, nennt ihn ja nicht so!" sagte Isabelle. „Liebe erhebt, veredelt, reinigt —"

„Laßt uns das Kapitel nicht abhandeln, gnädige Frau," versetzte der Mönch. „Zwar hab' ich nichts damit zu thun, und doch versteh' ich es vielleicht besser als Ihr. Liebe läßt sich auf tausend verschiedene Dinge anwenden, und über ihre wahre Bedeutung ließe sich gar Vieles sagen, ich weiß nur so viel, daß Ihr bei diesem Manne nicht länger bleiben dürft, als es unumgänglich nothwendig ist."

„Aber sagt, wie komm' ich von ihm los?" fragte Isabelle ebenso leise. „Es ist das mein sehnlichster Wunsch. Und doch erlaubt, daß ich ihm Gerechtigkeit widerfahren lasse. Er hat sich diesen Tag freundlich und gütig gegen

mich benommen, sein Leben gewagt, mich zu retten, mich mit Achtung und Zartheit behandelt.“

„Sein Leben gewagt!“ sagte Vater Willand — „wie! Schüsse gewechselt ohne Kugeln! Schwerter gezogen, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen! Wahrlich eine Farce, die kein Kind täuschen konnte. Wirklich, hätten sie Euch nicht für ein Kind gehalten, sie würden sich nicht die Mühe genommen haben! Saht Ihr dabei auch nur einen Mann fallen? Saht Ihr auch nur einen Tropfen Blut fließen über all dem verschossenen Pulver?“

„Aber doch,“ sagte Isabelle, die allerdings keinerlei Blutvergießen im Gefolge des scheinbar hitzigen Gefechts wahrgenommen, „aber doch hat er sich edel und gütig benommen, und er will meine künftige Handlungsweise ganz meinem eigenen Gutdünken überlassen.“

„Versuchts einmal, versuchts einmal,“ war die Antwort; „bedient Euch dieser zugestandenen Freiheit, Ihr werdet Euch in engerem Gewahrsam finden, als während Eures Aufenthaltes im Schlosse Masseran. Aber hört,“ fuhr er fort, „denn meines Bleibens ist nicht länger hier. Ich bin Euch die ganze Nacht gefolgt bis hieher, freilich auf kürzern Pfaden, das kann ich nicht läugnen, aber bedenkt, ich bin schon bei Jahren und etwas fettleibig und ein altes Windspiel, wenn auch von gutem Schlage, läuft nicht so lange als ein junges. Nun muß ich etwas Ruhe genießen; auf heute Nacht aber sag' ich Euch meinen Beistand zu, wo immer Ihr Euch befinden mögt. Kommt Gelegenheit, ergreift sie im Augenblick; mittlerweile, damit Ihr wißt, wie

Ihr dran seyd, probirt die Freiheit, die Ihr zu haben wähnt. Graf Meyrand ist der Meinung, Ihr werdet Morgen früh geradezu den Weg nach Paris einschlagen; sagt ihm diesen Abend, Ihr hättet Euch für Grenoble entschieden; wo Ihr Euern Bruder Heinrich zu treffen gewiß wäret. Seht denn, was er sagen wird. Willigt er darein, nun wohl, so vertraut ihm! Läßt er Euch aber fühlen, daß sein Wille Euer Gesetz seyn müsse, so vertraut mir, und folgt, wohin ich Euch führen mag."

Isabelle versank in tiefes Schweigen. Endlich sagte sie: „nein, nicht nach Grenoble, ich darf jetzt nicht nach Grenoble. Es wäre zu weit abwärts, aber wollte Jemand meinem Bruder Nachricht bringen von meiner Lage, mit der Bitte, sich alsbald nach Latour zu begeben, dann, ja dann möcht' es gelingen —"

„Gelingen? was?" fragte der Mönch.

„Ihn zu befreien," war Isabellens Antwort, und eine hohe Röthe überzog bei diesen Worten ihre Wangen. In demselben Augenblicke wendete sich der Mönch nach ihr um und ein leichter Anflug von Lächeln auf seinem Gesichte ermuthigte sie, beizufügen: „ihn zu befreien, meinen Gemahl."

„Laßt Euch das nicht anfechten, schöne Dame," erwiederte der Mönch, „sorgt nicht, wir holen gewiß Euern Vogel aus dem Käfig. Ich kam nicht hieher, ohne Denen, welche am besten die Mittel und Wege zu seiner Befreiung wissen, Wind zu geben, wo und wie er sich befindet."

„Aber," versetzte Isabelle, „ich möchte mich nicht gerne weit entfernen, bis ich ihn in Freiheit sehe."

„Bildet Ihr Euch ein, liebes Kind," ich suchte Euch nach Grenoble zu locken, so mögt Ihr wohl den Fuchs für ein einfältigeres Thier halten als das Schaf. Ich rieth es Euch nur, um den saubern Grafen auf die Probe zu stellen. Traut ihm ja nicht, liebes Kind, und wärs auch nur in der unbedeutendsten Sache, so lange Ihr nicht die Taube in das Falkennest ihre Eier legen seht, oder bis nicht jene seligen Tage wiederkehren, wo das Lamm neben dem Löwen ruht! Der Wolf ändert seine Haut nicht, und wer Euch gestern beleidigte, wird Euch nicht morgen beschützen. So merkt Euch meine Worte wohl und folgt meinem Rathe! Nach der Rückkehr des Grafen brecht mit ihm nach Latour auf, und dort eröffnet ihm Eure Absicht, Euch seitwärts nach Grenoble zu wenden. Ihr werdet dann alsbald erfahren, ob Ihr Ihm zu vertrauen habt oder mir. Alsdann mögt Ihr Euch für einen von uns entscheiden, legt aber Euer Haupt nicht auf den Pfühl, bis Ihr mich wieder gesehen, und mir Antwort gegeben."

„Aber wie kann ich Euch wiedersehen?" fragte Isabelle, „wie soll ich erfahren, wo —"

„Dazu soll sich Gelegenheit geben," meinte der Andere, sie unterbrechend. „Wir müssen uns schlechter Mittel bedienen zu guten Zwecken, Fräulein. Eine braune Kutte, die Jahr für Jahr zwischen Paris und Loretto mehr Sünde und Schwachheit bedeckt, als alle Indulgenzen des Pabsts gut machen können, wird mich in manches Haus schmuggeln, wo kein anderer Schlüssel aufschließen könnte. Habt Ihr Euch einmal von Eurer gefährlichen Lage überzeugt, so hal-

tet Euch bereit, mir auf den ersten Wink zu folgen. Ich will Euch wenigstens die Freiheit verschaffen, zu gehen, wohin Ihr wollt, will Euch überdieß in allen Euren guten Absichten nach Kräften beistehen. Aber vor Allem, seyd verschlossen, mein Kind, wie das Grab, laßt keine Sylbe davon gegen irgend Jemand verlauten. Ich hörte einst durch Tradition von einer Weibsperson, die ein Geheimniß vier und zwanzig Stunden lang bei sich behielt, ich verlang' es nur sechs Stunden von Euch. Und nun lebt wohl, unser Gespräch muß hier enden."

Er entfernte sich alsbald, Isabelle aber sah fortwährend zum Fenster hinaus, indem sie das Gehörte ernstlichst bei sich erwog. Es ist eine gar wichtige Frage, wenn man sie sich zum Erstenmal vorzulegen hat — wem man vertrauen dürfe? Aber ach! es war nicht das Erstemal, daß Isabelle mit dieser peinlichen, bitteren Frage sich beschäftigen mußte. Wie Jedem, der im Leben vorrückt, war sie auch ihr schon oft und unter traurigen Umständen vorgekommen, und die Grenzen der Antwort waren enger und immer enger geworden. Wie Wenige finden sich durchs ganze Leben, denen man gänzlich und vollkommen vertrauen kann! Die Treue des Einen, die Weisheit des Andern, der Muth eines Dritten, die Entschlossenheit eines Vierten, die Thätigkeit, Energie, der Eifer Anderer, Alles, Alles läßt sich bezweifeln, und ach! sehen wir auf unser vergangenes Leben zurück, so ergibt sich das traurige Resultat, daß wir unser Vertrauen weit öfter am unrechten Ort geschenkt, als unverdienterweise vorenthalten haben. Dießmal aber hatte es

Isabelle mit einer ihrer Natur, ihrem Wesen nach ziemlich beschränkten Frage zu thun. Es handelte sich nämlich einzig darum: „welchem von diesen beiden Männern sie ihr Vertrauen schenken solle.“ Die Wahl beschränkte sich auf zwei. Schon früher hatte sie Ursache gehabt, dem Einen zu mißtrauen und abgeneigt zu seyn, ja ihn zu fürchten und zu meiden, und sie konnte sich, trotz aller neuern Bemühungen, den übeln Eindruck seines frühern Benehmens zn verwischen, dieses unbehaglichen, argwöhnischen Gefühls noch immer nicht entschlagen. Von dem Andern wußte sie freilich nur wenig, aber dieses Wenige schien doch seine Anhänglichkeit an sie und ihren Geliebten an den Tag zu geben. Begegnisse, die uns glücklich machten, lassen einen unvergänglichen Zauberschein hinter sich zurück; er umgibt Alle, die dabei thätig gewesen und in diesem Glanze führt er sie aus dem düstern Zwielicht der Vergangenheit vor das Auge der Erinnerung. Es geht uns damit wie mit den hervorspringenden Punkten einer Abendlandschaft, auf denen wir noch immer den Abglanz der Sonne erblicken, die sich schon lange unsern Augen entzogen. Aber nicht nur die willigen Förderer unserer Glückseligkeit, selbst diejenigen, die eine gleichgültige Rolle dabei spielen — belebte oder unbelebte Gegenstände, gleichviel — der Raum — seine Umgebungen — der Boden selbst — Alles wird von diesem Lichte erklärt und glänzt in der Erinnerung, wenn andere Dinge längst vergessen sind.

Ueberdieß hatte sich dieser Mönch nicht allein willig, sondern auch thätig bei ihrer Trauung mit Bernhard von Rohan erwiesen, und deßhalb glaubte sie ihm vertrauen zu

können. Dazu hatte er sich auf frühere Jahre berufen, und trotz des langen, langen Zwischenraums der wie ein leichter Seenebel seine Dämmerung zwischen jetzt und damals einwob, knüpfte sich doch die Kette unbestimmter aber angenehmer Erinnerungen Glied um Glied an den Ton seiner Stimme, an sein Benehmen, selbst an die rauhen, etwas rücksichtslosen Scherze, die er sich im Gespräch erlaubte. Isabelle erinnerte sich wirklich eines solchen Mannes als fleißigen Gastes in ihrem elterlichen Hause, sie erinnerte sich des häufigen Lobs, von ihrem Vater seiner Ehrlichkeit, seiner Aufrichtigkeit, seinem Eifer, seiner Uneigennützigkeit gespendet, und mochte sie nun selbst eine Entschuldigung für das Rauhe, Unziemliche in seinem Benehmen suchen, oder hatte ihr Vater wirklich einmal dergleichen gesagt, sie meinte sich bestimmt seiner Aeußerung zu entsinnen, Pater Willands Abscheu vor jeder Art Heuchelei habe ihn auf das entgegengesetzte Extrem geführt. Allerdings würde sie sich unter andern Umständen seiner Züge nicht mehr erinnert haben, aber nachdem er sich einmal zu erkennen gegeben, schienen sie ihr immer bekannter zu werden, und sie beschloß, sich ihm anzuvertrauen, wie auch die Probe mit Graf Meyrand ausfallen würde.

Zwölftes Kapitel.

Die kleine Stadt Bourgoin liegt in einer der lieblichsten Gegenden, die man sich denken kann. Sanft abhängige

grüne Hügel, mit der reichsten Vegetation bedeckt, erheben sich an ihren vier Seiten, ein anmuthiges Bassin mit vier langen Thälern bildend, deren jedes von einem klaren, funkelnden Bache durchschnitten ist. Schon zur Zeit unserer Erzählung war das Städtchen, wie auch noch heut zu Tage, hübsch, reinlich, wohl erhalten. Vielleicht konnte es sich damals einer geringeren Bevölkerung rühmen, jedenfalls aber keiner der Fabriken, die seither seiner Schönheit in eben dem Maße Eintrag gethan, in welchem sie seinem Wohlstand Vorschub leisteten.

Damals hiengen die Wirthsschilde gar weit vom Hause in die Straße hinaus, nicht selten war auch der Name des Wirths auf beiden Seiten des Thorwegs zu lesen, mit einer langen Empfehlung von Kost und Quartier und einem Preißcourant der vorhandenen Lebensmittel. Gewöhnlich stand vor dem Hause eine Bank, und eine weite Thüre führte zum Hofraume.

Mit dieser Beschreibung hatte aber das Aeußere der Schenke zu Bourgoin nichts gemein. Der Ort war zu klein für eine regelmäßige Herberge, und so war denn auch das einfache Symbol des Gasthauses nichts weiter als ein Baumzweig, befestigt an einem Pfahl, der horizontal zum Hause heraushieng. Wirth und Wirthin, im Spätsommer ihrer Tage angelangt, waren, was man in Frankreich eine gute ehrliche „Haut“ nennt, obgleich die Benennung auch auf ein Thier zu gehen pflegt, das, dürfen wir uns aus seinem Blicke einen Schluß erlauben, mit der Gemüthsart unseres Paars im vollsten Widerspruche steht. Mit

Einem Worte es waren gutmüthige, ehrliche Landleute, und als die weibliche Ehehälfte einen ansehnlichen Trupp Reiter vor ihrer Thüre die Zügel anziehen sah, und in Mitten des Zugs eine Sänfte mit einer jungen Dame und deren Zofe gewahrte, war ihr erster Gedanke nichts weniger als selbstsüchtiger Natur, sondern: auf welche Weise sie dem schönen Gaste den Aufenthalt unter ihrem Dache recht angenehm und comfortabel machen könne.

Graf Meyrand sprang vom Pferde und befand sich im Augenblicke an Isabellens Seite, und, mit des Gebieters Wünschen instinktartig vertraut, hielt sich sein Gefolge mit Ausnahme des Dieners, der den Vorhang zurückhielt, und eines Andern, der sich neben das nächststehende Pferd postirte, beim Aussteigen des Fräuleins in ehrerbietiger Entfernung.

„Graf Meyrand," sagte Isabelle, im Aufstehen begriffen, „ich muß Euch wiederholt bemerken, daß ich ganz wider meinen Willen hieher gekommen bin. Wolltet Ihr mich nicht meinem Wunsche gemäß geradewegs nach Grenoble geleiten, so hättet Ihr mich wenigstens in Latour Nachtruhe halten lassen sollen."

„Gewiß, theures Fräulein," erwiederte der Graf, noch immer im Tone der tiefsten Unterwürfigkeit, „gewiß wäre ein Nachgeben von meiner Seite mit großer Gefahr für Euch verbunden gewesen. Nur wenige Meilen von Chambery entfernt und noch weniger von Beauvoisin wären wir gänzlich feindlicher Discretion überlassen gewesen. Was Grenoble betrifft, so bat ich Euch ja nur so lange um Aufschub Eures

Plans, bis Ihr meine Gründe gehört hättet. Gegenwärtig mögt Ihr zu müde seyn, ihnen ein aufmerksames Ohr zu leihen, aber vor unsrem Aufbruch nächsten Morgen sollt Ihr sie der Länge nach vernehmen."

„Eure Artigkeit, mein Herr," erwiederte Isabelle mit unverkennbaren Zeichen der Betrübniß und Unzufriedenheit — „Eure Artigkeit ist etwas gewaltthätiger Natur." Sie näherte sich nun der Wirthin, die auf den Wink eines der gräflichen Diener sich in einiger Entfernung gehalten hatte, freilich nicht so weit, um nicht Alles deutlich mit angehört zu haben, denn die Ohren der Wirthe und Wirthinnen erwerben sich durch lange und ganz eigenthümliche Uebung eine wirklich Staunen erregende Fertigkeit, nach Umständen Alles oder auch nichts zu hören.

Graf Meyrand bückte sich tief, und folgte Isabellen bis zur Thüre. Hier befahl er, augenblicklich ein anständiges Gemach für seinen schönen Schützling zu besorgen und dann empfahl er sich für diesen Abend. Beim Umkehren spielte ein leichtes Lächeln auf seiner Lippe, das wir auf folgende Weise auslegen mögen: „Könnt' ich diesem Masseran trauen, ich wollte dem Mädchen willfährig seyn und probiren, wie viel sich mit Sanftmuth ausrichten ließe. Sah sie mich ja diesen Morgen so freundlich an, daß ich darüber fast ihre frühere Insolenz vergessen. Doch mags gut seyn, den hohen Geist etwas herabzustimmen und da nun einmal der Sturm begonnen, wollen wir ihm seinen Lauf lassen. Niemand kann mir Unrecht geben, wenn ich mich gelinder Zwangsmittel bediene, sie nach Paris zu bringen, vor das

Antlitz ihres rechtmäßigen Herrn und Königs, welcher am Besten entscheiden kann, ob jener Ring an ihrem Finger bleiben soll oder nicht."

Schon sah er im Geiste Isabellens Vermählung mit Bernhard von Rohan durch den königlichen Machtspruch annullirt, schon fanden seine eigenen Ansprüche an ihre Hand geneigtes Gehör, ja Gewährung. Ueberdieß, dachte er, müsse die Thatsache der in langsamen Tagmärschen durch ganz Frankreich in seiner vollsten Länge stattgehabten Reise Isabellens Einwilligung mehr zur Sache der Noth als der Wahl machen, und mit innerlichem Behagen erwog er die Miene kalter Gleichgültigkeit, womit er den ganzen Handel abmachen wollte, als wäre auf der ganzen Erde nichts, gar nichts der Berücksichtigung eines so erhabenen Kavaliers würdig.

Inzwischen geleitete die Wirthin unsre schöne Freundin auf ihr Zimmer. Jene erlaubte sich dabei manch theilnehmende Frage, nicht gerade in Betreff des mit dem Grafen stattgehabten Zwiegesprächs, aber doch berechnet, die Ursache von Isabellens Kummer und Traurigkeit zu erfahren. Freilich hatte Isabelle keine Lust, sie in ihr Geheimniß einzuweihen, aber sie antwortete wenigstens so gütig und wohlwollend, daß die Wirthin mit der vollsten Ueberzeugung sich entfernte, es sey dieß die liebenswürdigste junge Dame, die sie jemals gesehen, und der von irgend Jemand gar übel mitgespielt worden. Wer dieser Jemand wäre, darüber konnte sie nicht mit sich einig werden, dennoch aber sah sie beim Herunterkommen den Grafen mit nichts weniger als

günstigem Auge an, und fertigte seine Fragen gar kurz und schnippisch ab.

Nachdem sie ihrem Mädchen einige Aufträge ertheilt, welche die schweigsame Person so stumm als jemals hinnahm, setzte sich Isabelle äußerst schwermüthig gestimmt ans Fenster. Fast gewaltsam von Latour entfernt, wo der gute Pater Willand sie erwartete, und nun vollkommen mit den Absichten des Grafen Meyrand bekannt, in dessen Händen sie nicht viel besser als eine Gefangene war, konnte sie von keiner Seite mehr Hülfe oder Befreiung erwarten. So bot ihre Lage nicht wenig dunkle, peinliche Momente, ja viele gegenwärtige und künftige Gefahren, nicht allein ihr, sondern auch dem Manne ihrer Liebe und ihrem gegenseitigen Glücke. Dergleichen traurige Gedanken mischten sich unaufhörlich in das Hauptthema ihres Grübelns und machten das letztere, so bitter es an sich war, noch bitterer und peinlicher.

Indem sie so dasaß und zum Fenster hinaussah, — zufällig saß sie in einiger Entfernung von demselben, so daß sie von den Untenstehenden nicht wohl gesehen werden konnte, — gewahrte sie plötzlich einen kleinen Trupp Reiter, welche die gegenüberliegende Anhöhe herabkommend, gerade auf's Städtchen zu ritten. Sie zog sich unwillkürkich zurück, denn sie erkannte an den Ankömmlingen die Farben des Marquis von Masseran, und trotz ihrer gegenwärtigen, höchst unerfreulichen Lage hielt sie es doch noch für ein größeres Unglück, in die Hände des verrätherischen Piemontesers zu fallen. Die Leute, vier oder fünf an der Zahl, waren im Begriffe, raschen Trabes an dem Wirthshause

vorüberzuziehen, als ihnen Graf Meyrands Stimme einen Augenblick Halt gebot. Er brachte seine ersten Fragen mit leiser Stimme vor, aber der Angeredete erlaubte sich eine lautere Sprache und Isabelle hörte ihn deutlich sagen: „Ja, gnädiger Herr, er hat sich schleunigst nach Paris aufgemacht, und wir folgen ihm in möglichster Eile. Wir hoffen, ihn in Lyon einzuholen.“

„Meiner Treu, äußerst auffallend,“ sagte der Graf; das Uebrige konnte Isabelle nicht verstehen.

Graf Meyrand hielt die Eilenden nicht länger auf, die Nachricht schien großen Eindruck auf ihn zu machen, und er brach in die lauten Worte aus: „Dieser Mann wird nie ehrlich zu Werke gehen; wir dürfen ihm wirklich keinen großen Vorsprung gestatten. Laß die Pferde bei Tagesanbruch bereit halten, Matthias. Peter, schnell den Fuß in den Bügel, und setze den Leuten nach. So eben sah ich einen von der Straße ablenken bei der Baumgruppe dort auf der Spitze der Anhöhe. Beliebt ihnen, die Hand in den Rachen des Wolfs zu stecken, so mögen sie den Biß empfinden.“

Vor Einbruch der Nacht kehrte der Abgesandte zurück mit der Meldung, daß, so weit er habe sehen können, der ganze Trupp sich auf der Straße nach Lyon hingezogen habe. Nun begab sich der Graf etwas ruhiger in die Wirthsstube und setzte sich, freilich noch immer zerstreut, zum Abendessen nieder. Zuvor erließ er an das schöne Fräulein, das zu geleiten ihm die Ehre geworden, wie er sich auszudrücken beliebte, die unterthänige Anfrage, ob sie ihm beim Abendbrode nicht Gesellschaft leisten wolle; allein es erfolgte die

Antwort, Fräulein von Brienne habe sich bereits zur Ruhe begeben.

Bald darauf suchte auch der Graf sein Lager, aber seit lange an pünktliches Erwachen zu jeder bestimmten Stunde gewöhnt, fuhr er mit dem ersten Flimmern des Tages in die Höhe und gab alsbald Befehl zum unverweilten Aufbruche. Nur wenige Leute waren im Wirthshause schon wach, aber die gute Hausfrau hatte sich, freilich ziemlich ungern, schon erhoben und befahl, Fräulein von Brienne zu wecken, mit der Meldung, die Zeit zur Abreise sey da. Inzwischen stellte sich der Graf an den Fuß der Treppe, die Arme über die Brust geschlagen, in jener widrigen Stimmnng, die mehr eine Folge der Unzufriedenheit mit uns selbst als mit den Dingen außer uns zu seyn pflegt. Da wurde es laut und lauter in der obern Etage, man hörte ein ängstliches Hin- und Wiederrufen, die Stimme der Wirthin brach in Töne der Verwunderung, des Erstaunens aus, selbst die Zunge der schweigsamen Zofe verstieg sich zu einer bedeutend höheren Tonleiter, als gewöhnlich, und noch andere Anzeichen, daß nicht alles im rechten Geleise sey, gaben sich zu erkennen, so daß Graf Meyrand selbst veranlaßt wurde, sich der gewohnten, ruhigen Ueberlegung zu entschlagen und lebhaften Schritts und zornigen Blicks die Treppe hinaufzueilen.

Er fand die Thüre zu des Fräuleins Gemach offen, die Wirthin, ein paar Schritte davon im Zimmer stehend, die Zofe neben dem Bette, das Fenster zurückgeschlagen,

daß die Morgenluft bequem durch das Gitter einziehen konnte, von Isabellen aber keine Spur.

„Wo ist Deine Herrschaft?“ wendete sich der Graf wüthend gegen die Zofe, sie mit durchdringendem Blicke fixirend.

„Das weiß ich nicht, Herr,“ erwiederte die Person.

„Sie hat die ganze Nacht ihr Bette nicht berührt,“ sagte die Wirthin. Ihre liebliche Wange hat nie auf diesem Pfühle geruht; armes Ding! Sie muß wahrhaftig durchs Fenster entwischt seyn und ist ihr ein Leid geschehen, so mag wohl Jemand darum zu tadeln seyn, das laß ich mir nicht nehmen.“

„Schweigt!“ rief der Graf mit strengem Blicke. „Und nahmst Du es nicht auf Dich,“ fuhr er gegen die Zofe fort, „sie keinen Augenblick aus dem Gesicht zu verlieren?“

„Ich kann nicht schlafen mit offenen Augen,“ war die Antwort.

„Wieder ein Streich von dem Schurken Masseran,“ sagte der Graf; „aber er soll sich getäuscht sehen, denn ich will gleichzeitig mit ihm in Paris eintreffen. Ihr, Mamsell, habt die Güte, mit mir zu gehen, deßhalb bringt Euren Anzug etwas in Ordnung und sputet Euch.“

Er schien noch Mancherlei auf dem Herzen zu haben, aber er bezwang sich und sein Ingrimm wußte sich ohne weitere Worte durch ein höhnisches, bitteres Lächeln Luft zu machen. Dann drehte er sich auf der Ferse um, gieng die Treppe hinab und stellte sich unter die Hausthüre, wo er einige Minuten ins Freie hinaussah, als ob nichts geschehen

wäre. Bald darauf sah er einen seiner Leute vorüber kommen, er winkte ihm herbei, flüsterte ihm einige Worte zu und ließ ihn gehen. Der Mann kehrte bald zurück und hinterbrachte: „Wir wissen alle keine Sylbe davon, gnädiger Herr. Gewiß ist keiner von den Leuten hier im Geheimniß."

„Hast Du den Wirth gesehen?" fragte der Graf.

„Nein!"

„So geh' und frage nach ihm."

Der Mann gehorchte und brachte die Antwort zurück, der Wirth sey nach seiner Gewohnheit schon ein paar Stunden vor Tag auf den Markt gefahren nach St. Laurent."

„Genug," sagte der Graf höhnisch. „Schnell nach den Pferden und dann in den Bügel und vorwärts!"

Dreizehntes Kapitel.

Die großen Bändiger starker Gemüther, die Bezähmer des rebellischen Herzens, die Ueberwinder der Hartnäckigen, Entschlossenen, Ausdauernden: Schweigen und Einsamkeit, lagen schwer auf Bernhard von Rohan. Nichts zu wissen von den Begegnissen draußen, keinen Messer zu haben für die Schritte der Zeit, die Sonne nicht auf- noch untergehen sehen — nicht einmal den flüchtigen Schatten an der Mauer gewahren, daß er uns das Vorschreiten der zögernden Stunden andeute, mit Einem Worte, Nichts, gar Nichts besitzen, was uns mit menschlichen Geschicken verbinden,

was uns an den gemeinsamen Weg mit unsern Nebenmenschen erinnern kann — Nichts zu fühlen als den matten Schlag des schweren Herzens, die drückende Folge bitterer Gedanken — das heißt gewiß nicht Leben, und ist's auch nicht gerade Tod, ist's wo möglich noch etwas Schlimmeres. Wo keinerlei Veränderung die vorschreitende Zeit bezeichnet, scheint diese in jenen Ozean unterzutauchen, aus dem sie zuerst emporgestiegen — in die Ewigkeit. So erging es denn auch unserm Helden Bernhard von Rohan; aller Mittel beraubt, die Flucht der Zeit zu berechnen, däuchte ihm jeder Augenblick ein Jahrhundert. Körperliches Leiden mochte ihm Linderung dünken im Vergleich mit der verzweiflungsvollen Leerheit des zweiten Tags seiner Gefangenschaft. Fast möchten wir die Strafe des Prometheus für vollständiger halten, wäre er der Einsamkeit des zürnenden Himmels überlassen worden ohne Beigabe des Geiers, der wenn auch sein Peiniger, doch sein Gefährte war. Den ganzen Tag kam keine Seele dem jungen Ritter nahe. Die aufgetragene Speise war genau für vier und zwanzig Stunden berechnet, sie reichte aber in der Wirklichkeit länger aus, denn Rohan berührte sie nicht. Und als endlich am Schlusse dieses Zeitraums die Portion sich erneuerte, gieng der Wärter so eilig ein und aus, daß der Ritter die Erscheinung kaum gewahrte, als sich bereits wieder die Thüre schloß und er aufs Neue sich allein sah.

Nach diesem kurzen Besuch mochten wieder einige Stunden verflossen seyn — Bernhard hatte wirklich eine so ansehnliche Reihe bitterer Begegnisse durchgemacht, daß sie ihm

auf mehr als Einen langen Tag genugsamen Stoff zum Nachdenken bieten konnte, — als er ein Geräusch an der Kerkerthüre hörte, wie wenn eine ungeübte Hand die schweren Riegel zurückschieben und den Schlüssel herumzudrehen versuchte. Zugleich hörte er leise murmeln: „der Tropf hätte eine Lampe da lassen sollen — ha, so ists recht!“ und im nächsten Moment drehte sich der Schlüssel, das Schloß gab nach und die Thüre flog auf.

Das Licht im Gefängniß brannte nur matt, denn es war lange nicht geputzt worden, so daß der Ritter den Eintretenden nicht sogleich erkennen konnte. Als aber dieser den Mund öffnete und sich eine tiefe melodische Stimme vernehmen ließ, fand sich der Gefangene alsbald zurecht, es war sein wilder Freund Corse de Leon.

„Ah! Herr von Rohan,“ sagte der Räuber, sich beim Eintreten rund umsehend, „Ihr seht, ich hab' Euch nicht vergessen. Tausend Flüche über den Schurken! Wie! wagte er's, Euch in ein solches Loch zu stecken. Er hätte Euch jedenfalls ein passenderes Zimmer geben sollen.“

Bernhard ergriff seine Hand. Da es keiner Worte bedurfte, um ihn zu überzeugen, daß der Räuber zu seiner Befreiung gekommen, so dankte er ihm wieder und wieder, konnte aber dabei seine Verwunderung über die unvermuthete Erscheinung nicht unterdrücken.

Der Andere lächelte. „Daran ist nichts zu verwundern, Herr von Rohan,“ meinte er. „Es gibt wohl keine Thüre im ganzen Kastell, die sich mir nicht so bereitwillig öffnete, als ihrem Herrn. Das Alles ist leicht erklärlich. Ein Theil

der armen Leute, mit denen ich zu thun habe, hält mich für einen Hexenmeister und es ist nicht der Mühe werth, sie auf andere Gedanken zu bringen, obwohl ich nichts weniger als eifersüchtig auf diese Ehre bin. Das Wahre ist an sich wunderbar genug, ohne daß man es noch wunderbarer zu machen braucht," fuhr er nachdenklich fort, „und was ich Merkwürdiges zu Stande bringe, läßt sich neun unter zehnmal durch ein einziges Wort erklären. So mag es sich wohl auch mit den Wundern der Schöpfung verhalten. Wir blicken mit staunenden Augen auf tausend Dinge, die unserer irdischen Natur eben so viele Wunder dünken, ja wir selbst erscheinen uns als solche, und doch möcht' ich glauben, daß sich alle diese sichtbaren Wunder, das Mysterium unseres Daseyns, das Verketten der Geschicke, das lange Netzwerk von Ursachen und Wirkungen, vom Beginn aller Dinge bis zur Ewigkeit, daß sich All das lösen könnte vor unsern Augen durch ein einzig Wort, das uns der Wille Gottes für jetzt vorenthält — durch einen kurzen Aufschluß, der sich aber freilich für diese Handvoll beweglichen Thons nicht eignet."

Damit setzte er sich ruhig auf den Saum des Bettes, ergriff auf die gleichgültigste Weise die Lampe und schneuzte sie, dann fuhr er kurz abbrechend fort: „Wir müssen noch einen Augenblick warten, Herr von Rohan, die Pferde sind noch nicht da, und wir mögen ebensowohl hier müßig seyn, als auf der Höhe."

„Aber ist keine Gefahr dabei? Könnte man uns nicht anhalten?" fragte der Ritter.

Der Räuber lächelte. „Es wäre eine schwierige Auf-

gabe, mich anzuhalten," sagte er, „es wird's aber auch Niemand probiren. Ihr habt wohl von der Reise Masserans nach Paris schon gehört?"

„Keine Sylbe," erwiederte der junge Ritter, „keine Sylbe weiß ich davon; überhaupt hab' ich während meines Aufenthalts in dem verd.....n Loch nicht das Geringste gehört. Natürlich hat er Isabellen mit sich genommen?"

„Das wohl nicht," versetzte der Räuber. „Er machte sich eiligst auf die Reise und zwar aus verschiedenen Gründen. Erstlich, weil er erfuhr, daß man seinen Umtrieben mit der Krone Spanien auf die Spur gekommen, sodann weil er fürchtete, man möchte wegen Euch Nachforschungen anstellen, und da wollte er sich vorher rechtfertigen. Auch hatte er keine Lust, sich in irgend einer Sache Eurem guten Freunde, dem Grafen Meyrand, ganz anzuvertrauen, besonders aber nicht —"

„Aber wo ist Isabelle?" fiel ihm der junge Ritter ins Wort.

„Ja, wer kann das sagen?" entgegnete Corse de Leon.

Bernhard fuhr ungestüm auf. „So müssen wir sie alsbald suchen," sagte er. „Oeffnen sich Euch wirklich die Thüren des Schlosses so leicht, wie Ihr sagt, als ihrem Gebieter, so durchspähen wir jeden Winkel, und nehmen sie mit. Um Gotteswillen laßt sie nicht hier'"

„Sie ist nicht hier, wo sie auch seyn mag," erwiederte der Räuber, „und ich hoffe, sie ist bereits erlöst. Doch davon später mehr, denn ich höre die Glocke Eins schlagen und wir haben gerade Zeit, vor Ankunft der Pferde die Höhe zu

erreichen. Kommt, Herr von Rohan! kommt. Ich sehe, sie haben Euch die Waffen genommen. Gut, wir müssen für andere sorgen."

Er ergriff die Lampe und schritt zur Thüre voran. Dabei fiel die Beleuchtung auf die Kette an der Wand. Corse ward sie gewahr und seine Miene verfinsterte sich, indem er anhielt. „Ha, verfluchtes Werkzeug der Tyrannei!" murmelte er. „Wann schlägt die Stunde, wo man Dich nicht mehr kennt? Großer Gott! und auch dann erinnert man sich Deiner wenigstens als gewesen. Man wird in Büchern davon schreiben, wird durch Hörensagen wissen, daß es einst Menschen gab, die ihre Mitbrüder mit schweren Eisen fesselten, damit sie die edle Spanne Zeit, ihnen zur Thätigkeit, zur Freude gegeben, in Kerker und Ketten verschmachteten, bis das matte Lämpchen erlosch, der Staub zum Staube zurücksank! Wollte der Himmel, es gäbe keine Geschichte, das Andenken so entsetzlicher Thaten wie sie sich an diese Fesseln hier knüpfen, auf Zeiten zu bringen, wo der Mensch sein Herz von der schmutzigen Schlechtigkeit unserer Tage gereinigt haben wird! Weg damit! Mußte deßhalb der Mensch das Erz ans Licht des Tages schaffen, deßhalb das harte Metall im Feuer zu schmieden lernen? Aber kommt, kommt! ich vergesse mich selbst," und nun führte er Bernharden denselben Weg zurück, auf dem dieser von der Kapelle hergebracht worden war. Die mächtigen Thüren im Felsen standen alle offen, aber der Ritter bemerkte, daß Corse eine um die andere hinter sich schloß, bis sie zuletzt am Fuße des Hügels im Freien standen.

Schwer wär's, ja unmöglich, Rohan's Gefühle beim Athmen der ersten frischen Luft beschreiben zu wollen. Um sich einen Begriff davon machen zu können, müßte man selbst Gefangener gewesen seyn, und zwar ein vom vollen Geiste der Freiheit beseelter Gefangener, man müßte langes Gefängniß ertragen haben, und dann plötzlich erlöst worden seyn. Sein überschwängliches Gefühl wußte sich nur in einem Ausrufe Luft zu machen, im Ausrufe: „Gott sey Dank!“ Dann folgte er seinem Gefährten, der mit schnellen Schritten die entgegengesetzte Seite des Hügels hinanstieg, bis er zur Stelle gelangte, wo er Bernharden am ersten Abend ihrer Bekanntschaft erwartet hatte. Die Pferde waren noch nicht da, und Corse setzte sich auf eine Felsenspitze und schien in seine frühern Träumereien zu versinken, allein sein junger Gefährte war nicht geneigt, sich ohne nähere Mittheilung zufrieden zu geben.

„Nun,“ sagte dieser, „nun! Ihr verspracht mir mehr zu sagen, mehr hinsichtlich Isabellens. Bei wem ist sie? In wessen Händen, wenn nicht in denen des Herrn von Masseran?“

„Sie war,“ versetzte Corse de Leon, „war in den Händen Eures saubern Freundes, des Grafen von Meyrand.“

Bernhards Rechte fuhr nach dem Schwertgriffe, aber er hatte ja keines, und nun murmelte er zwischen den Zähnen: „Elender! Elender! glaubt' ich doch die verrätherische Stimme zu hören. Auf Wen mag man sich in dieser Welt verlassen?“

„Wenigstens nicht auf Solche,“ meinte der Andere,

„auf die sich die Leute gewöhnlich zu verlassen pflegen. Nicht auf den lustigen Zechbruder, der uns gefällig unsere Baarschaft verzehren, unsere kostbare Zeit vergeuden hilft — nicht auf diesen, nicht auf diesen, junger Herr! Nicht auf den glattzüngigen, plausibeln Rathgeber, der uns überall zuspricht, wo sein eigen Interesse mit im Spiel ist, der unserer Kraft, unserer Mittel sich bedient, Theil zu nehmen an unserem Glücke, unsern Erfolgen — auf ihn nicht, sage ich, gewiß nicht! Auch nicht auf den süßen Schmeichler, der uns gar fein zu verstehen zu geben weiß, wie tugendhaft, groß, gut und weise wir sind, oder uns keck mit Lobsprüchen überhäuft, in der Hoffnung, daß sie wenigstens theilweise nicht verschmäht werden, nicht auf ihn, sag' ich, nicht auf ihn. Ebensowenig auf den Begünstiger unserer Fehler und Thorheiten, verkauft er gleich seine Seele, unserer Sinnlichkeit zu fröhnen; nicht auf ihn. Auch nicht auf die leichtsinnige Dirne, die uns gewährt, was sie versagen sollte, schwörend sie thue es nur aus Liebe, während ihre Liebe für so manchen Andern vorausgegangen — nicht auf sie. So wenig auf den Priester, der Tugend lehrt, ohne sie zu üben, als auf den Heuchler mit den zarten, oder den Heuchler mit den rauhen Worten; so wenig auf den, welcher sich in das Gewand glatter Heiligkeit kleidet, als auf den, welcher den Ruf der Ehrlichkeit auf eine ungehobelte Außenseite gründet. Einige werden mit Euch weinen, Andere mit Euch lachen — Einige mit Euch discuriren, Andere mit Euch spielen, aber traut ja Keinem, als dem Erprobten, als dem, den Ihr als ehrlich kennen gelernt, der sich Euch ehrlich er=

wiesen — doch wir sprachen vom Grafen Meyrand. Daß er Euch verrathen und getäuscht, und zwar recht schändlich verrathen, fällt ihm zur Last, nicht Euch, denn hieltet Ihr ihn auch für redlich, schenktet Ihr ihm doch nicht schwachsinnig Euer Vertrauen. Das Beste wäre wohl, Ihr nageltet ihm beim nächsten Zusammentreffen die Ohren an die Thüre, aber wie gesagt, Ihr habt Euch deßhalb Nichts vorzuwerfen. — Inzwischen, hoff' ich, ist das süße, liebe Kind bereits seinen Händen entkommen, denn Einer, der ihr ausnehmend wohl will, hat diesen Theil der Aufgabe über sich genommen."

„Aber wie?" rief Bernhard, „wie kam sie überall in seine Gewalt?"

Corse erzählte ihm kurz, doch mit genügendem Detail, Alles was sich seit der letzten Katastrophe mit Isabellen begeben. Die gewaltige Entrüstung, die sich im Verlauf der Erzählung in der Brust des jungen Ritters entzündete, machte sich nicht in vielen Worten Luft. „Da muß Fürsorge getroffen werden!" sagte er, „ja lieber Freund, wir müssen auf die Rettung des lieben Kindes bedacht seyn. Können wir uns auf den guten Vater Willand verlassen? — Nicht seine Ehrlichkeit mein' ich, sondern seine Kräfte. Ist er doch, wie es scheint, allein, ohne Beistand und Rückhalt, sich mit einem verschlagenen, reichen, mächtigen Manne zu messen, der noch überdieß ein zahlreiches Gefolge bei sich hat."

„Wohl können wir auf ihn bauen," erwiederte der Andere, „ich weiß es gewiß. Die Kunstgriffe des Grafen, wie alle jämmerlichen Kunstgriffe, werden zu seinem eigenen Schaden ausschlagen, und in ruhiger, verständiger Ueberle=

gung nimmt er es mit dem guten Mönche nicht auf. Ueberdieß ist Pater Willand nicht so ganz ohne Rückhalt, wie Ihr annehmt. Wohl mag es Euch seltsam klingen, aber Viele der Eurigen, ich glaube wohl gar Alle, sind bei ihm, um ihn."

„Nein," versetzte Bernhard, „das überrascht mich nicht. Die Meisten sind in der Herrschaft Brienne aufgewachsen, haben Isabelle seit ihrer Kindheit gekannt, und wohl Keiner, der sie einmal gesehen, würde nicht gerne sein Leben für sie wagen."

Corse de Leon konnte sich eines melancholischen Lächelns nicht enthalten. Sind uns einmal die lieblichen Täuschungen entflohen, die, dem Heiligenschein des Morgenhimmels vergleichbar, in der Dämmerung unserer Jugend die leichte Luft und unkörperliche Dünste, vielleicht selbst die wolkige Heimath des künftigen Sturms mit den glühendsten Farben der Einbildungskraft verkleiden, und hören wir dann einen Dritten noch nicht Enttäuschten auf ihre Realität schwören, welch' trauriger Kontrast bietet sich uns in diesem Augenblick zwischen dem, was wir sind, und was wir waren! — wie melancholisch wird da die Ueberzeugung von der Leere unseres traumgleichen Lebens! Und doch mischt sich ein süßes Gefühl in unsere Trauer, daß andere sich noch freuen und glauben, wo wir selbst uns nicht mehr freuen, — nicht mehr glauben können; unsere Schwermuth erhebt und veredelt sich, indem die Ueberzeugung von der Nichtigkeit der schönsten Lebensfreuden uns mit dem innigsten Sehnen nach wahreren, dauernderen erfüllt.

Bernhard ward diesen Ausdruck auf dem Gesicht seines

Gefährten nicht gewahr, obgleich die Nacht hell und klar, und noch vom Tageslicht genug vorhanden war, selbst unbedeutende Gegenstände zu bemerken. Allein seine Blicke waren in diesem Moment auf das Schloß Masseran gerichtet, insbesondere auf den nordöstlichen Außenthurm, der, vom Hauptgebäude auf zwei bis dreihundert Ellen entfernt, nur durch Mauern und einige kleinere Festungswerke mit ihm in Verbindung stand. Eine starke Lichtmasse strömte aus dem Thurm, Anfangs jedoch nur aus den obern Schießscharten. Aber sie wurde nachgerade immer stärker und stärker, und brach zuletzt aus allen Fenstern des untern Stockwerks hervor. Fast meinte Rohan, er sehe die Flamme von außen an dem dunkeln Steinwerk leckend sich hinaufschlängeln und bald überzeugte er sich, daß es keine optische Täuschung, sondern volle Wahrheit war. Dann erhob es sich, eine blasse, weiße Rauchsäule in die Luft, und in wenig Minuten ruhte eine dichte Wolke über dem Thurm, von einem ominösen Widerschein umhüllt, der in dem Maße zunahm, als sich das Feuer unten verstärkte.

„Seht doch! seht doch!“ rief Rohan, Corse de Leon am Arm fassend; aber noch hatte er nicht geendet, als das Dach des Thurmes in sich zusammenstürzte und eine Flammenpyramide zum Himmel emporstieg.

„Ich seh's wohl,“ versetzte Corse de Leon, „aber hier sind die Pferde! nun schnell der Stelle zu, wo wir, hoff' ich, Eure Verlorene finden. Dann eilt Ihr ohne Verzug querfeldein der französischen Grenze zu. Eure eigenen Leute genügen zu Eurem Schutze und sie werden über Euren Anblick

sehr erfreut seyn, denn so sehr sie nach Eurer Meinung der schönen Isabelle gewogen seyn mögen, wären sie wohl nicht von der Stelle gewichen, hätten wir uns nicht einer kleinen List bedient. Wir ließen sie nämlich in dem guten Glauben, mehr als daß wir es ihnen aufbanden, Ihr und das Fräulein wäret beisammen. Meine Leute hier wagen es nicht, einen Fuß auf jenen Boden zu setzen und die übrigen Freunde sind ferne. Dieß ist der einzige Grund, warum ich das Fräulein nicht selbst befreite, und den elenden Verräther nach Gebühr züchtigte."

Indem er noch sprach, erschienen drei bis vier Berittene, mit zwei Handpferden. Ohne von dem Feuer weitere Notiz zu nehmen, schwang sich Corse de Leon in den Sattel, und schlug den Weg nach dem kleinen Wirthshause ein, dessen wir schon mehrmals zu gedenken Gelegenheit hatten.

Der junge Ritter folgte dem Beispiel, aber noch hatten sie sich keine hundert Ellen entfernt, als eine laute Explosion erfolgte, daß ringsum die Felsen schütterten, und das ganze Thal wiederklang. Die Pferde stutzten und fuhren zurück, und Bernhard und sein Gefährte sahen sich unwillkürlich nach dem Schlosse um. Der brennende Thurm hatte nun gänzlich seine Gestalt verloren, nur ein Theil der Mauer war noch zu sehen, an denen die Flamme noch immer hie und da hinauf leckte.

„Versteht Ihr das?" fragte Corse de Leon, und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Ein Act der Thorheit, dessen sich ein König oder erster Minister nicht zu schämen hätte. Es sind Leute im Schlosse, die, bekannt mit

meinem Kommen und Eurem Entkommen, Thurm und Gefängniß vernichteten, damit ihr Gebieter Eurer Flucht nie auf den Grund kommen könne. So ist die Welt; jedem Akte der Schwäche, der Thorheit, des Verbrechens, muß nach unserer Ansicht ein zweiter folgen, jenen zu verbergen, zu rechtfertigen. Hat sich einer, gleichviel ob Privat- oder Staatsmann, durch einen Kapitalfehler in eine gefährliche Lage gebracht, so erforderts ja, meinen sie, schon die Schicklichkeit, den Wirkungen des ersten durch einen zweiten zu begegnen. Sie vergessen, daß jeder Fehler eingeschrieben ist in den zwei ewigen Büchern — dem Buche des Verhängnisses, dieses Dieners Gottes, und dem Buche Gottes selbst, und gewiß wird der ganze Belauf zu einer schwerern, furchtbaren Rechnung anwachsen. Doch voran!"

Vierzehntes Kapitel.

Der Schauplatz ändert sich nun gänzlich. Es ist nicht mehr die alte Bühne, auch die Acteure haben gewechselt. Von den Savoischen Bergen, dem Ritterschlosse, der einsamen Kapelle, dem anspruchlosen Wirthshause wenden wir uns nach der Hauptstadt Frankreichs, zu ihren stattlichen Palästen, der blinkenden Halle mit all dem lachenden geräuschvollen Treiben. Hier finden wir Alles versammelt, was jene schimmernde Periode, die mit Franz dem Ersten beginnend mit seinem unmittelbaren Nachfolger zu Ende gieng, an Notabilitäten im Gebiete des Glanzes, der Ta-

pferkeit, der Schönheit, des Witzes aufzuweisen hatte. Wie gesagt haben auch die Acteure gewechselt; der junge Krieger und seine holde Braut, der arglistige Italiener, der hochmüthige, charakterlose Graf stehen nicht länger vor uns. Auch Pater Willand bleibt zurück und selbst der Mann, der sich keines geringen Grads unserer Gunst zu erfreuen hat, Corse de Leon, muß vorläufig abtreten.

An der Thüre, — oder besser gesagt, jenseits der Thüre, denn sie befanden sich nicht mehr im Zimmer — standen zwei königliche Leibwächter. Die Hellebarde ruhte auf ihrer Schulter, auf welcher das wohlbekannte Zeichen des Salamanders reich gestickt sich präsentirte. Die beiden Männer hatten hier den Dienst eines lebenden Thors zu verrichten, sie versperrten den Ankommenden den Weg bis zur bestimmten Zeit, wo sich die Hallen des Louvre auf Befehl des Königs öffneten.

Heinrich, im Sommer seiner Jahre, anmuthig, schön, lebendig, mit einer Feuermiene, aber äußerst sanft und gutmüthig, stand am fernsten Ende des großen, fast leeren Empfangzimmers hart an dem Fenster, das auf die Seine hinauswies. Er unterhielt sich lebhaft mit einer Dame, bei deren Einführung wir uns etwas verweilen müssen, denn es handelt sich um die Person der gefeierten Diana von Poitiers. Zwar waren jene Tage vorüber, wo ihre blendende Schönheit die Augen Aller nicht weniger als die ihres königlichen Geliebten gefesselt, aber dennoch war sie noch immer sehr schön. Dabei enthielten ihre Züge einen Ausdruck von Kraft und Entschiedenheit, von thätig verständiger Lebhaftigkeit,

der auf den ersten Blick die Hauptrichtung ihres Charakters bezeichnete. Dem aufmerksamen Beobachter dieses Wechsels der feinen Züge, des raschen Geberdenspiels, des plötzlichen Aufflammens der Augen, der bald ungestüme Heftigkeit, bald tiefes Nachdenken verrathenden Miene, die ebenso schnell in ein heiteres Lächeln, ein herzliches Lachen, als in einen zum Himmel erhobenen Blick sich verwandelte, konnten die manchfachen Zauber und Ueberredungskräfte eines so begabten Wesens nicht entgehen. Es mußte ihm klar werden, daß so vollendet Züge und Ausdruck im Zenith ihrer Blüthe gewesen seyn mochten, der Hauptreiz des schönen Gesichts doch gewiß immer in seiner wundervollen Abwechslung lag.

Und was bewegt sie in diesem Augenblicke, was ist das Anliegen, das sie mit dieser Heerschaar von Kunstgriffen, Zaubern und Reizen bei dem Könige durchzusetzen sucht, daß man kaum annehmen kann, er werde zu widerstehen vermögen? Seht, wie sie sich mit den schönen Händen an seinen Arm hängt, wie das sprechende Auge zu ihm aufblickt! Nun fährt ein Schatte von Unmuth über ihre Stirne, die eine Hand läßt seinen Arm los, das Köpfchen wendet sich theilweise weg, eine Thräne trübt momentan das Auge, dann strahlt es glänzender als zuvor. Wie heiter lacht sie nun wieder mit dem herzlichen freudigen Lachen, das wir so selten hören, außer von kindlichen Lippen, und nun folgt ein Blick des beredtesten Nachdenkens, indem sie mit ausgestreckter Hand dem Monarchen gegenüber ein wichtiges Thema verficht, nicht anders, als throne die Göttin Suada auf der

erhabenen Stirne! Welch hinreißendes Bild stellt sie uns in diesem Augenblicke dar! Ihre Worte ändern die Geschicke Europa's und mit Lachen, Thränen, erhabenen Sentenzen, alles zusammengemischt zu einem wundersamen Gegengift, kurirt sie das kranke Schooßkind Fortuna's, einen König, von der giftigen, pestilenzialischen Krankheit, der Kriegssucht!

„Gut," sagte der König, „gut Ihr habt gewonnen. Er soll die Vollmacht haben, so schwer es mir wird dem kalten, hochmüthigen Spanier in irgend einem Dinge nachzugeben. Und wenn auch letzlich Fortuna mit ihrer ganzen Unbeständigkeit die Wage momentan zum Nachtheile Frankreichs hielt, haben wir nicht schon Vieles wieder gewonnen, gewinnen wir nicht täglich mehr?"

„Wahr, Sire, sehr wahr," erwiederte Diana von Poitiers," Eure Armeen gewinnen wieder das Verlorene. Aber mein Land, Sire, ist nicht in demselben Falle. Frankreich leidet und seufzt bei jeder Wunde, die es Spanien schlägt, und jeder Eurer Streiche verletzt Euch selbst mehr noch als den Feind."

„Der König war im Begriffe zu antworten, aber sie hielt ihn lebhaft zurück: „doch bin ich nicht thöricht, mit Euch zu streiten?" fuhr sie fort. „Ihr sagt ja, ich hätte gewonnen, habt mir die Vollmacht zugesichert, und mag mir nun Heinrich auch an Gründen überlegen seyn, sein Wort bricht er nie. Ueberdieß hab' ich nicht auch noch ein Privatanliegen auf dem Herzen?"

„Ha!" sagte der König, sein gedankenvolles Schweigen brechend und augenscheinlich noch immer voll Bedenken,

und unwillig das besprochene Thema ruhen zu lassen — „das hatte ich wirklich vergessen. Ihr erwähntet eines Privatanliegens, wie? ich erinnere mich dessen nicht mehr, holde Diana. Aber freilich ist's auch hart vom Frieden hören sollen nach einer Niederlage. Wären wir noch warm vom Siege, noch geröthet vom Gefühle des Triumphs, der Feind in flehender Stellung uns zu Füßen, nun wohl, da ließen sich Friedensanträge hören, da könnte man ihn willig und großmüthig gewähren. Aber nach dieser verfluchten Schlacht von St. Laurence — nach einer so totalen, ausgezeichneten, furchtbaren Niederlage — der Connetable selbst gefangen — die Hälfte des gesammten Adels verwundet oder todt — unsere Soldaten zerstreut, die Provinzen überzegen — ists freilich bitter das Wort Friede hören zu müssen."

„Gewiß dem Herzen eines Heinrich so bitter," erwiederte die Dame, „als die Kriegstrompete dem Ohre so manchen Mannes. Aber Ihr habt zugesagt, Sire, habt Montmorency unumschränkte Vollmacht zugesichert, und — meine Petition vergessen."

„Gut, gut," sagte der König seufzend, „und worin besteht denn Euer Anliegen? ich weiß, Euer Privatinteresse hat mit der Sache nichts zu thun; Ihr standet nie mit Montmorency auf freundschaftlichem Fuße."

Die Herzogin erröthete leicht und versetzte alsbald: „Allerdings war ich nie seine Freundin, Sire, so lange ihm ein stolzes Glück lächelte, und als er Eure Majestät zu harten, dem Lande verderblichen Maßregeln veranlaßte. Nun aber, ich gestehs, bin ich seine Freundin, wie er sein

Unglück mit Ruhe und Würde tragend, Euer Majestät auf eine zur Rettung des Königreichs nothwendige Bahn zu leiten sucht. Ich habe mich ihm so sehr genähert, daß ich sogar eine Familienallianz in Aussicht stellte — die Verbindung unserer lieben Henriette mit seinem Sohne Damville — Nein, stutzt nicht, Sire, ich hab' Euch ja früher davon gesagt."

„Wirklich?" rief der König, „wirklich? ich entsinne mich nicht mehr, doch nein, es fällt mir etwas davon ein, aber ich muß wirklich an andere Dinge gedacht haben. Wie kann ich denn aber zu diesem Kontrakt meine Einwilligung geben," fuhr er fort. „Bedenkt doch, theure Dame, hörtet Ihr denn nicht von dem Gerüchte, das über Damville im Umlaufe? Wie sein Bruder soll auch er in geheimer Ehe seyn mit einer Italienerin?

„Es ist dergleichen etwas im Umlauf, Sire," erwiederte die Herzogin von Valentinois, „aber ich denke ohne Grund. Wäre dem aber auch so," fuhr sie entschlossen fort, „was liegt denn eigentlich daran? Die Verbindung hat längst aufgehört, der Pabst will die Ehe augenblicklich annulliren, und es ist ja noch nicht lange her, daß Euer Majestät ein Edikt gegen geheime Ehen zu erlassen versprochen. Sie sollten sämmtlich für ungültig und illegal erklärt werden, mit Ausnahme derjenigen, denen die volle Einwilligung der nächsten noch lebenden Verwandten zu Theil wurde, jedoch unter ausdrücklichem Vorbehalt allerhöchsten Gutdünkens Eurer Majestät."

„Ich weiß es," versetzte der König. „Das Edikt ward

aufgesetzt, aber nie unterzeichnet, weil man bei seinem innigen Zusammenhang mit den kirchlichen Angelegenheiten die Sanktion unseres heiligen Vaters in Rom einzuholen für passend hielt und dieser wußte gar mancherlei dagegen einzuwenden. Aber wär's auch erlassen worden, könnt' es doch nicht auf vergangene Fälle zurückwirken."

„Euer Majestät halten zu Gnaden," entgegnete die Herzogin. „Vermöge einer besonderen Klausel ward es auf die Vergangenheit bezogen, wenigstens steht es so in einem Briefe, der mir vor wenig Stunden zugekommen. Er ist von Eurem getreuen Diener, dem Grafen von Meyrand, der das Edikt nach Rom zu überbringen hatte. Hätte es diesen rückwirkenden Sinn nicht," setzte sie heftig hinzu, „so wären freilich Montmorency und meine Erwartungen gar bitter getäuscht."

Die königliche Stirne schien sich zu umwölken und die Herzogin fuhr eilig fort: „Es ist mir gewiß nicht um mich zu thun, Sire! auch nicht um die projektirte Heirath zwischen Henriette de la Mark und dem jungen Damville, aber ein anderer Umstand läuft damit unter, der dem guten Connetable schon manchen Seufzer ausgepreßt hat. Der Herzog, sein ältester Sohn, ist ehrgeiziger als sich Euer Majestät träumen läßt."

„Wirklich?" sagte der König mit einem Anflug von Lächeln. „Was meint Ihr damit, schöne Dame? Ist sein Ehrgeiz etwa dem Staate gefährlich?"

„Nein, Sire, das nicht," versetzte die Herzogin lächelnd, da ihr nicht entging, daß der König trotz seiner affektirten

Unwissenheit sie vollkommen verstand. „Da ist eine gewisse liebenswürdige Dame, die mit meiner Wenigkeit einen und denselben Namen führt, überdieß sehr nahe stehend den Gefühlen Eurer königlichen Person, so nahe wie eine leibliche Tochter, meinen die Leute. Sie hat nun einige Zeit in ihrem Wittwenkleide getrauert und der junge Herzog von Montmorency im stolzen Bewußtseyn des königlichen Bluts, das auch in seinen Adern fließt, wagt um die Hand der schönen Dame zu seufzen. Aber der Stein des Anstoßes ist der fatale Kontrakt, den er ohne Wissen und Willen seines Vaters mit Fräulein von Pienne unterzeichnete."

„Ich habe davon gehört," sagte der König, dem die Idee einer Verbindung seiner natürlichen Tochter mit der erlauchten Familie Montmorency nichts weniger als unwillkommen war. „Aber ist der Connetable mit der Heirath einverstanden? Und wenn so, warum brachte er sie nicht früher zur Sprache?"

„Allerdings hegt er diesen Wunsch in tiefster Unterthänigkeit, Sire," erwiederte die Dame, „und er hat mich gebeten, meine ganze Ueberredungsgabe aufzubieten, damit Euer Majestät geruhen möge, Eure Einwilligung zur Verbindung seines Sohnes mit Madame de Farnese zu geben. Zwar weiß ich wohl, er überschätzt meine Mittel, indessen rechnet er auf ein Restchen von Neigung, das mir Euer Majestät noch immer bewahre, so wie auf Eure Rücksicht und Achtung für ihn selbst."

Das hab' ich Beides in hohem Grade, theure Dame," sagte der König; dann wurde er nachdenklich und fügte wie

im Selbstgespräch hinzu: „eine sehr unglückliche Heirath — aber daß ein rascher Knabe sein Lebenlang in Kummer und Cölibat für die Thorheit seiner Unterschrift büßen soll, büßen für ein Versprechen, das ihm ein arglistiges Weib entlockte, wäre zu viel. Gern möcht' ich die Reinschrift des besprochenen Edikts sehen."

„Dort steht der Kanzler, Sire, „erwiederte die Herzogin, auf eine Gruppe von drei bis vier Personen deutend, die ihr beim Eintritt in die Halle gefolgt, aber am andern Ende leise zusammenflüsternd, stehen geblieben waren. „Dort steht der Kanzler, Sire, vielleicht hat er gerade eine Abschrift, des Edikts bei sich."

„Vielleicht, vielleicht, schöne Dame," sagte der König über die offen zu Tage liegende Intrigue lächelnd, indem er ihr zärtlich die Hand auf die Schulter legte. „Vielleicht mag das so seyn. He da! Herr Kanzler, auf ein Wort."

Auf den ersten Ruf trat ein großer, hagerer Mann im reichen, pompösen Gewand eines Großwürdenträgers der römischen Kirche aus der Gruppe, und näherte sich mit tiefem Bücklinge dem Könige. Sein Gesicht war dunkel und blaß, seine Züge hatten das italienische Gepräge und der Ausdruck ruhiger, schlauer Gewandtheit, aufs Vollkommenste damit im Einklang, herrschte darin vor.

„Seine Majestät, Herr Kardinal," begann die Herzogin, welcher das bedeutende Lächeln auf dem königlichen Antlitz nicht entgangen war, zu dem berühmten Johann Bertrandi: — „Seine Majestät, Herr Kardinal, wünscht eine Abschrift des Edikts über die geheimen Ehen zu sehen. Bekanntlich

ward es vor einigen Monaten aufgesetzt, aber nie unterzeichnet, ich bat Euch diesen Morgen, darnach zu sehen. Hat es sich gefunden?"

„Ich hab's hier, gnädige Frau," erwiedert eder Kanzler alsbald, indem er das Portefeuille unterm Arm hervorholte. „Darf ich es Euer Majestät präsentiren?" und nun wählte er die Urkunde aus der Masse anderer Papiere, und überreichte sie dem Könige.

Dieser nahm und las aufmerksam. „Ist," fragte er, „die Form in gehöriger Ordnung, eignet es sich so zur Bekanntmachung?"

„Allerdings, Sire," war die Antwort, „es fehlt nichts mehr als Euer Majestät Unterschrift und Siegel."

Heinrich ward nachdenklich! „Und ist, fragte er endlich, „ist es in jeder Beziehung in strikter Uebereinstimmung mit den französischen Gesetzen?"

„Que veut le roi veut la loi," erwiederte der Kanzler, und mit diesem tyrannischen Axiom, dessen versuchte Durchsetzung mehr Blutvergießen in Frankreich verursachte als vielleicht irgend eine andere jemals niedergeschriebene Zeile, beruhigte Johann Bertrandi sein Gewissen über die Sanktionirung einer These, die dem wahren Geiste jeden Gesetzes schnurstracks wiederspricht.

Heinrich aber gab sich nicht sobald zufrieden. So leicht es sonst heillosen Rathgebern wird, alle mögliche Scheingründe für die verwerflichen Wünsche des Monarchen aufzufinden, ja trotz der augenscheinlichen Vorliebe des Königs für das fragliche Heirathsprojekt, konnte er sich über die

Rechtmäßigkeit einer Rückwirkung des Gesetzes noch immer nicht beruhigen. Er fixirte den Kardinal, dann Diana mit zweifelhaftem Lächeln und sagte endlich: „Hebt es auf, Herr Kardinal, ich muß mich noch einen Tag darüber besinnen. Nein, seyd nicht so traurig, schöne Dame, es soll gewiß in günstige Erwägung gezogen werden. Vergeßt nicht, daß unsere Wünsche Hand in Hand gehen. Nun aber von was Anderem, Diana. — Ihr besucht doch heut Abend unsere heitere Halle? Ihr dürft wirklich nicht fehlen," fügte er bei, als ihm die verdrießliche Miene der Herzogin nicht entgieng; „Henriette de la Mark soll mit ihrem Geliebten Damville eine Galliarde tanzen."

„Aber kann der Geliebte je zum Gemahl werden?" fragte Diana mit dem vollen Blicke des Vorwurfs, und fügte mit der vollendetsten Kunst in Leitung des Monarchen bei:" Doch es hat nichts zu sagen! Hab' ich doch meinen Endzweck zum Besten des Landes erreicht, so hat es nichts zu sagen, wenn ich in einem Privatanliegen scheiterte. Mein guter Herr Kanzler, Seine Majestät haben geruht, dem edeln Connetable von Montmorency unumschränkte Vollmacht zu alsbaldigem Abschlusse eines guten und billigen Friedens mit Spanien und dem Reiche zu verwilligen. Ich darf wohl sagen, dieser glückliche Erfolg kommt auf Rechnung einer Dame, die für sich selbst nichts erhalten konnte! Doch nicht ihr gebühre die Ehre, sondern dem Könige, weil er seine Ruhmliebe, die Begierde nach Sieg, seinem guten Frankreich zum Opfer brachte. Wollt Ihr nicht, Sire," fuhr sie fort, „dem Kanzler Befehl geben zu alsbaldiger

Ausfertigung der Vollmacht? Es kann nicht schnell genug geschehen."

„Wozu," fragte Heinrich, „wozu denn solche Eile?"

„Weil es," versetzte die Dame, „zwei fest stehende, vom Glück begünstigte Männer gibt, deren Hauptbestreben seyn dürfte, Euer Majestät zu einer Sinnesänderung zu vermögen. Der Eroberer von Calais mag allerdings in Kriegs- und Friedenssachen ein Wörtchen mitsprechen wollen, und der Kardinal von Lothringen liegt ohnedieß Euer Majestät immer in den Ohren. Der Vorsatz könnte verrauchen, der Krieg noch lange glorreich fortgesetzt werden, und Frankreich darüber — zu Grunde gehen."

„Nein nein," entgegnete der König, die Herzogin ihren vorwurfsvollen Blick zurückgebend — „so wankend bin ich nicht in meinen Vorsätzen. Die Guisen haben so viel Einfluß nicht als Ihr meint."

„Wenigstens," erwiederte Diana keck. „haben sie Einfluß genug gehabt, die Erscheinung eines gewissen Edikts mehrere Monate lang zu hintertreiben. Ich meine dasselbe Edikt, das auf Befehl des Königs entworfen ward zur Sicherheit und zum Schutze des französischen Volks und zu Beseitigung des unseligen Uebelstandes, unter dem gegenwärtig die Hälfte der edeln Familien des Landes seufzt, mit einem Wort das Edikt gegen die in wilder Jugend geschlossenen Mißheirathen."

„Damit hatten die Guisen nichts zu schaffen, und haben nichts damit zu schaffen," versetzte der König ungedukdig. „Welches Interesse sollten sie dabei haben? Aller-

dings widersprach, wie ich mich entsinne, der Kardinal von Lothringen, aber aus allgemeinen Rechtsgründen. Welches Interesse sollte er oder sein Bruder für oder wider das Edikt haben?"

„Kein Anderes als das Haus Montmorency nieder zu halten," erwiederte Diana von Poitiers, „die Hoffnungen des jungen Herzogs zu Wasser zu machen, denen er sich vielleicht allzu dreist hingab."

„Ich möchte dieser Ansicht beitreten, Sire," begann der Kanzler. „Es ist allerdings Grund vorhanden zu der Vermuthung, daß unser heiliger Vater, der Pabst, seine Einsprache erhob in Folge der Einstreuungen des Kardinals von Lothringen. Es ist Euer Majestät nicht unbekannt, daß ein Bote des Kardinals den Grafen Meyrand überholte. So fand denn der Letztere den heiligen Vater bereits gegen das Edikt eingenommen."

„Wir wollen's bedenken," war des Königs Antwort. „Beruht die Opposition auf faktiösen Gründen, so werden wir ihr kein Gehör geben, aber ich möchte vor Erlassung des Edikts einen Rechtfertigungsgrund haben, bei dem meine und Eure persönlichen Wünsche, schöne Dame, aus dem Spiel blieben. Ich muß Zeit haben darüber nachzudenken. Nun aber öffne man die Thüren, denn wir haben unsern Hof schon zu lange warten lassen."

Dem gemäß giengen die Thüren des Vorzimmers auf, die Wachen traten mit ihren Hellebarden auf die Seite und in wenig Minuten wimmelte der große Empfangssaal von Frankreichs Adel. Der König empfieng mit huldvoller

Herablassung seine Vasallen, sprach mit Mehreren, lächelte gegen Alle, und das Flüstern der Stimmen, der Klang der Schritte, das Rauschen der Kleider, all das zusammengenommen verbreitete ein allgemeines summendes Getöse. Kanzler und Herzogin benutzten dasselbe zu einem leisen Zwiegespräche, und ein Vorübergehender hörte Letztere Jenem zuflüstern: „Nicht allein das, Herr Kardinal, wenn es gelingt, sondern auch die Abtei St. Martin. Sie trägt ihre zwölftausend Kronen des Jahrs."

Ein tiefer Bückling mit dem unterwürfigsten Lächeln war des Kanzlers Antwort, und die Herzogin wendete sich einer andern Gruppe zu.

Fünfzehntes Kapitel.

Wir finden zunächst unsere schöne Bekannte, die Herzogin von Valentinois, in sitzender Stellung, einem Spiegel von der wundersamsten Politur gegenüber, vor ihr der Toilettentisch, bedeckt mit den wunderbarsten Essenzen und Parfümerien sämmtlicher vier Welttheile. Zum Sitz diente ihr ein breiter Armstuhl, mit reichem Sammt ausgeschlagen, und damit wir über der Beschreibung der Nebensachen eines wichtigen Umstands, der Zeit, nicht vergessen, so war's Abends neun Uhr und zwar an demselben Tage, mit dem sich das vorige Kapitel geschlossen. Die Herzogin war im Negligée von Silberstoff, das frühere etwas beschwerliche Prachtkleid war verschwunden, und nun gings an

den Anzug für die Abendunterhaltung bei Hofe, wobei sich drei Zofen äußerst thätig um ihre Person erwiesen. Aber auch in diesem einfachen Aufzuge und aller Verschönerungsmittel des Schmuckes und der Kleidung baar und ledig, nahm sich die Herzogin nicht weniger reizend aus, auch erschien sie ohne allen Aufwand von Kunst eben so jugendlich, als im pompösesten Hofkleide. Der dienstbare Geist, der die langen, luxuriösen, braunen Haare zurecht zu machen hatte, war nicht im Stande, auch nur Einen Silberfaden als Zeugen der vorrückenden Jahre zu entdecken. Die Zähne waren noch ebenso perlenweiß als in ihrer frühesten Jugend, Stirne und Nacken boten auch nicht Eine Furche, die zu ziehen der Hand der Zeit gelungen wäre.

Zu Füßen der Dame, auf einem Schemel, saß ein liebliches Mädchen, mit einem Gesicht, dessen Züge eine leichte Aehnlichkeit mit denen der Herzogin verriethen. Das Fräulein, in vollendetem schimmerndem Anzuge, sah empor zum Gesicht der Herzogin, wie versunken in Staunen und Bewunderung über eine Schönheit, welche selbst dem großen Zerstörer aller Dinge siegreich zu trotzen schien.

Ihrerseits sah die Herzogin mit dem Blicke des Vergnügens und der Neigung auf das hübsche Kind, dem die Anrede „meine schöne Henriette" zu Theil ward. Sie strich ihr mit eigenen Händen die Locken von Stirne und Gesicht, und sagte: „Du mußt heut Abend ja recht liebenswürdig erscheinen, denn nun gilt's zu bezaubern und zu fesseln."

Das Fräulein lächelte etwas muthwillig und meinte: „Nein! das wär' eine schlechte Politik, lieber jetzt weniger

liebenswürdig scheinen und nachher um so mehr. Gegenwärtig bin ich seiner Liebe gewiß. Später aber muß ich mich aufs Bezaubern legen, wenn er mein Gemahl ist, um seine Liebe zu erhalten.“

Auch die Herzogin lächelte: „Glaub' mir, Henriette,“ erwiederte sie, „leicht erhält sich die Liebe des Mannes, wenn das Weib sich dieselbe Mühe gibt, sie zu bewahren, wie vordem sie zu gewinnen. Oft machen wir Männer wankend, die gerne treu wären, weil wir für hinreichend halten, sie einmal bezaubert zu haben. Wie viele unseres Geschlechts sehe ich täglich, Henriette, die sich alle erdenkliche Mühe geben, Neigung einzuflößen, die heiter und aufgeräumt, artig und gütig sind, gefallen wollen, sich gar leicht zufrieden geben, mit Einem Worte nichts als Grazien und Lockungen zur Schau tragen, und, ist das Ziel erreicht, geben sie auf einmal jedes Streben auf. Nun sind sie gleichgültig, mürrisch, anspruchsvoll, unfreundlich, rauh und dann wundern sie sich, wenn das gewonnene Herz schneller wieder verloren geht, als es erobert ward! Beim Fliegenfangen legt selbst ein Kind nicht blos Einen Tropfen Honig, denn das Insect würde ihn aufsaugen und dann davonfliegen. Es muß Honig genug da seyn, um die Thierchen festzuhalten, meine Liebe.“

„Eine Lehre, die ich nie vergessen will,“ sagte Henriette de la Mark. „Da ich aber immer meinte, meine Gnädige, unser Streben gehe nach Glückseligkeit, nicht nach Bewunderung, so würd' ich wohl nie vergessen haben, daß Neigung sich nur durch dieselben Mittel erhalten wie erwerben läßt.

Aber horch! es wird unten laut. Es können doch nicht schon die Gäste seyn?"

Die Frage löste sich sogleich; eines der Kammermädchen ward hinaus gerufen und kam mit der Botschaft zurück, es wären so eben in größter Eile zwei Herren angekommen, welche die Herzogin augenblicklich zu sprechen wünschten Diese kehrte sich zornig gegen das Mädchen mit der Frage, ob man ihnen denn nicht gesagt habe, daß sie gerade an der Toilette sey? Jene erwiederte bejahend, aber sie hätten sich auf die Dringlichkeit ihres Anliegens berufen.

„Man bitte sie um ihre Namen," sagte die Herzogin nach augenblicklichem Besinnen. „Meyrand's letzter Brief spricht von baldiger Heimkehr. Vielleicht ist er es selbst?"

Und so war es auch wirklich, der andere Name aber war der des Herrn von Masseran.

„Sie möchten sich nur einen Augenblick gedulden," fuhr die Herzogin fort, „ich will mich möglichst beeilen. Schlinge mir das Haar in einen großen Knoten zusammen," Lourette. — So oder so, nur flink!"

Dann schlang sie das Gewand fester um sich, winkte Henrietten mit der Hand, sie hier zu erwarten, und eilte in Begleitung eines der Mädchen, das ihr voran leuchtete, in den Saal hinab.

Beim Eintritt in denselben präsentirte sich ihr, neben einer Tafel stehend, die hochgewachsene, graziöse Gestalt des Grafen Meyrand, und ihm zur Seite der finstere, verschlagene Marquis von Masseran. Bis auf einen gewissen Grad behaupteten Beide ihre gewöhnliche Fassung, obgleich sich

die manchfachen Bewegungen in ihrem Innern nicht ganz verkennen ließen. Meyrand's Benehmen verläugnete die frühere Anmuth und Würde nicht, ein leichtes Auftreten und ruhige Selbstbeherrschung waren ihm auch wirklich so sehr zur andern Natur geworden, daß er sie nie ganz aufgeben konnte. Aber seine gewöhnliche gleichgültige Miene war dahin, und eine ungeduldige Heftigkeit in seinem Blicke gab Zeugniß von dem wilden, geschäftigen Zustande seines Innern. Auch mit seinem Gefährten war eine Veränderung vorgegangen. Der Ausdruck ruhiger Schlauheit, sonst der herrschende auf diesem Gesichte, falls er nicht zu Zeiten wilden Regungen weichen mußte, hatte nun einer rastlosen Unruhe Platz gemacht, in der das scharfe, blitzende Auge bei jedem Laut flüchtig und unstät umherschweifte.

Der Graf gieng der Eintretenden mit Zeichen der tiefsten, unterthänigsten Huldigung entgegen, und brachte die dargebotene Hand ehrerbietigst an die Lippen. Der Gebieter von Masseran folgte ihm auf der Ferse, und eine augenblickliche Pause trat ein. Aber die Herzogin, viel zu ungeduldig, die Ursache des unerwarteten Besuchs erst im Laufe der Unterhaltung zu erfahren, beharrte nicht lange in ihrem Schweigen.

„Willkommen in Paris, Herr von Meyrand!" begann sie. „Aber was führt Euch in dieser Stunde hieher? Ich denke, es muß eine sehr wichtige Angelegenheit seyn."

„Wenigstens könnte uns nur eine solche vermögen, gnädige Frau, uns auf solche Weise bei Euch einzudringen," erwiederte der Graf. „Auch bin ich wirklich kaum seit einer

halben Stunde in der Hauptstadt angelangt. Ich kann's nicht läugnen, ich kam mit einer guten Portion falschen Verdachts gegen meinen guten Freund, den Marquis von Masseran hier, hinsichtlich der Dame, von der ich Euch geschrieben; ich wollte jene Dame in aller Eile Seiner Majestät vor Augen führen, aber mein Plan ward zu Wasser und ich war anzunehmen geneigt, der Marquis habe dabei die Hand im Spiele. Allein sein Benehmen und seine Betheurungen, gnädige Frau, haben mich von meinem Irrthum überzeugt und es möchte scheinen —"

„Halt, Herr von Meyrand," fiel ihm die Herzogin ins Wort, „gebt mir zuerst eine getreue Geschichtserzählung und sagt mir, wie Ihr und Herr von Masseran bei dem Handel betheiligt seyd. Ich erinnere mich des Fräuleins von Brienne wohl, sie war ein gar anmuthiges Kind, vollkommen geeignet, das Herz eines Kavaliers zu entzünden, so daß ich mir recht wohl erklären kann, wie das Eure in Brand gerathen mochte. Aber bei der Zustimmung aller Verwandten kann das Fräulein wohl keine so großen Einwendungen gegen Eure Person zu machen haben, daß sie nicht leicht durch minder gewaltsame Mittel, als Ihr angewendet zu haben scheint, sich sollte gewinnen lassen. — Ich will mit ihr sprechen — will sehen, was sich thun läßt. — Nehmt meinen Dank, lieber Herr, für die Nachrichten bezüglich des Edicts, ich habe sie heute zu meinem Vortheil benützt. Aber der König ist in dieser Sache nichts weniger als leicht zu gewinnen."

„Beim Himmel! gnädige Frau," erwiederte Meyrand

heftig, „er muß gewonnen werden und das recht bald, oder es geht uns allen schlecht. Aber hört mich, theuerste Frau, hört mich ganz an. Ihr habt eine unvollständige, unrichtige Vorstellung von der Sache. Wir Alle sind tief dabei betheiligt und, vergebt mir die freie Rede — Eure eigenen Wünsche und vortrefflichen Absichten sind mit den unsern aufs innigste verbunden und verwoben. Ihr verlangt eine offene, aufrichtige Erzählung — und sollt sie in wenig Worten haben. Wir Beide, der Gebieter von Masseran und ich, sind gleich sehr, obwohl auf verschiedene Art, in der Sache betheiligt. Mein Beweggrund ist in gewissem Grade, wie Ihr richtig zu sagen beliebt, Liebe. Ja!" fuhr er fort, „so ist's! — Liebe, und zwar von der heftigsten, leidenschaftlichsten Art. Und doch, ich weiß nicht warum oder wie, mischt sich ein Gefühl darein gleich Haß — tiefe bittere Entrüstung, der Spott eines Mädchens gewesen zu seyn und der feste Entschluß, sie zu zwingen, die Meine zu seyn oder zu sterben. —"

Hier hielt er an und biß sich in die Lippe und ein Anflug von Mißbehagen zog sich bei seinen letzten Worten über Diana's Stirne. Gleich darauf fuhr er mit etwas höhnischem Naserümpfen fort: „Herr von Masseran ist auf andere Weise dabei betheiligt. Wie Ihr wißt, gnädige Frau, heirathete er die Mutter der schönen Dame, und bei Jener Tode fallen der holdseligen Isabelle gewisse hübsche Besitzthümer an der französisch-savoyischen Grenze anheim."

„Ich verstehe, ich verstehe," erwiederte Diana von Poitiers, ihn unterbrechend. „Graf Meyrand wird's mit

diesen Gütern nicht so genau nehmen, wenn er nur die Hand seiner schönen Dame bekommt. Ist's nicht so, meine Herren?"

„Etwas der Art, gnädige Frau," antwortete der Graf.

„Also ein Theilungs-Vertrag! he?" fuhr die Herzogin fort. „Nun aber zu den Hindernissen, zu der Frage, wie ich dabei betheiligt bin, wenn ich bitten darf."

„Jene sind schwer zu beseitigen, gnädige Faau," fiel der Herr von Masseran ein, „besonders da der edle Graf etwas argwöhnischer Natur ist. Um aber eine lange Geschichte ganz kurz abzuthun, gnädige Frau, so scheint es, daß schon vor vielen Jahren der alte Graf von Brienne die Hand dieser seiner Tochter einem gewissen jungen Edelmann, Namens Bernhard von Rohan, zusagte. Das Versprechen war thörichterweise schriftlich gegeben, ich halte es aber natürlich für bedingt durch die mütterliche Einwilligung. Der erwähnte junge Edelmann diente seit längerer Zeit bei der Armee in Italien, aber herbeigerufen, wie ich denke, durch das Fräulein selbst, die eine gar wundersame Vorliebe für ihr eigenes Köpfchen hat, erschien er kürzlich in Savoyen. Ich entfernte mich einige Tage von Hause unter dem Vorwande einer Reise nach Paris, um Alles ungestört beobachten zu können. Allerdings bekam ich Kunde von Allem, was der Witz der jungen Schönen und die Unverschämtheit ihres Ritters zusammen ausgeheckt, und doch hätten sie uns fast das Spiel abgewonnen. Denn wir Beide, Herr von Meyrand und ich, überraschten sie im Momente einer geheimen Trauung."

„Und waren sie getraut?" .waren sie bereits getraut?

fragte die Herzogin lebhaft, denn was auch seine Plane seyen, ein weibliches Herz bleibt selten kalt bei einem Liebesroman.

„Wenigstens fanden wir einen Ring an des Fräuleins Finger," erwiederte der Marquis, während der Graf schweigend sich in die Lippe biß. „Mehr wissen wir freilich nicht."

„Und was war die nächste Folge?" rief die Herzogin mit einem ungeduldigen Blicke, der den beiden Verbündeten nicht sonderlich tröstlich vorkam.

„Nun," versetzte Masseran, „wir trennten sie naürlich. Ich führte die Dame eine Strecke weit durchs Gebirge, da ich mich mit meinem Freunde, dem Grafen, über eine kleine Comödie oder Mystifikation zuvor verständigt hatte. Er spielte darin die Rolle des Befreiers, entriß das Fräulein meinen Händen und sollte sie hieher nach Paris führen, im Vertrauen, daß Ihr aus weisen Motiven, die dem Grafen nicht unbekannt, das mütterliche Recht, über die Hand der Tochter nach Gutdünken zu verfügen, unterstützen würdet."

Hier hielt der Marquis an, und Dianen entging es nicht, daß er jede Erwähnung über das nachherige Schicksal Rohan's auf's Sorgfältigste vermied.

„Aber was ist denn," fragte sie endlich, ihn unbeweglich mit den Augen fixirend, „was ist denn aus dem jungen Baron Rohan geworden, mein Herr?"

Masseran blickte den Grafen an, ohne zu antworten, aber die Herzogin fuhr ernst und heftig fort: „ich will wissen, mein Herr, was aus Herrn von Rohan geworden? Ihr

überfielt ihn unmittelbar am Altar, sagt Ihr! Ihr seyd bereits zu weit gegangen, um nicht mehr sagen zu müssen."

„Nun, natürlich, Madame, war's nöthig, sie zu trennen," versetzte Graf Meyrand. „Herr von Rohan ward auf's Schloß meines Freundes, des Herrn von Masseran, gebracht, der auf's gütigste und liberalste ihm für eine gewisse Zeit Kost und Logis gibt. Dem jungen Manne geschah nichts zu leid, obwohl seine Handlungsweise eine strengere Ahndung verdient hätte."

„Mit Einem Worte, mein Herr," sagte die Gräfin, sich ernst zu Masseran wendend, „mit Einem Worte, Ihr habt einen von des Königs besten Offizieren und getreuesten Unterthanen eingekerkert — die rechte Hand des Marschalls von Brissac — einen Krieger, der sich im italienischen Feldzug auszeichnete, und ohne dessen Beistand die Schwierigkeiten, womit der Marschall in Piemont zu kämpfen hatte, noch bedeutend größer gewesen seyn würden."

„Madame," erwiederte Graf Meyrand, der trotz aller Klugheit ein spöttisches Lächeln über die allgemein angenommene Vorliebe der Herzogin für Brissac nicht unterdrücken konnte, „hätten wir im geringsten geahnt, wie nothwendig Rohan Eurem schönen Freunde sey, wir würden ihn unter starker Escorte über die Berge geschickt haben. Denn Zeit war Alles, was wir wollten."

„Er muß schleunigst in Freiheit gesetzt werden," antwortete die Herzogin. „Es darf nicht von mir heißen, der Dienst des Königs hätte unter irgend einem Handel gelitten, wobei ich die Hand im Spiele gehabt. Nun möcht' ich aber

auch wissen, Herr von Meyrand, wie ich in dieser Sache betheiligt seyn soll?"

„Nun, gnädige Frau, Ihr seht ja deutlich —" sagte der Graf.

„Es handelt sich nicht um das, was ich sehe, mein Herr," rief die Herzogin, ihm ins Wort fallend. „Gebt mir Eure eigene Meinung von der Sache."

„Die ist bald gegeben," war seine Antwort. „Seitdem ich die Ehre hatte, das betreffende Edikt nach Rom zu befördern, ward ich drei bis viermal von Euch mit Briefen beglückt, in denen Ihr mich wegen der erhobenen Opposition, sowie über die beste Art und Weise, den König zur Promulgation zu vermögen, fragtet. Eine Bestimmung im Edikt erklärt alle Ehen, die ohne Einwilligung der Eltern oder Vormünder geschlossen werden, für unwirksam, und Ihr hattet die Gnade, mir mitzutheilen, daß diese Bestimmung absolut nothwendig sey wegen der beabsichtigten Verbindung zwischen dem Herzog von Montmorency und des Königs Tochter, Frau von Farnese, sowie zwischen dem zweiten Sohn des Connetable, dem Herzoge Damville, und Eurer schönen Verwandten, dem Fräulein de la Mark. Für mich und Herrn von Masseran ist die Clausel nicht weniger unerläßlich, damit die Ehe des Fräuleins Brienne mit dem Baron Rohan annullirt werden und ich mit Einwilligung der Mutter zum Besitz ihrer Hand gelangen kann. Da sich nun auf solche Weise unsere Absichten vollkommen begegnen, so bitten wir Euch um Euren eifrigen Beistand und Mitwirkung, den König zu unverweilter Erlassung des Edikts zu vermögen."

Diana versank in tiefes Nachdenken, während die beiden Herren sie schweigend beobachteten. Endlich erwiederte sie: „ich will drauf eingehen, aber vor allen Dingen bestehe ich auf Herrn von Rohan's Freilassung."

„Ganz unmöglich, gnädige Frau," rief der Marquis. „In diesem Falle wärs um alle unsere Plane und Aussichten auf einmal geschehen. Augenblicklich würd' er das rasche, unkluge Mädchen aufsuchen, das sich durch ihres Vaters schriftliche Einwilligung für vollkommen gerechtfertigt hält, und verlaßt Euch darauf, er fände Mittel, sie zu entdecken, während es uns nicht gelänge."

„Nun ums Himmels willen, wo ist sie denn?" fragte die Herzogin. „Ihr sagtet ja eben erst, Herr von Masseran, Ihr hättet sie dem Grafen überliefert, sie nach Paris zu führen."

„Ei wohl, aber sie wußte ihm zu entwischen," erwiederte Masseran. „Ob der Graf wirklich ein so vollkommener Neuling in der Kenntniß weiblicher Schlauheit ist, oder ob er sich etwas rücksichtslos und ungestüm benommen, kann ich freilich nicht sagen, aber schon am Schluß der ersten Tagreise wußte sie zu entkommen, wie oder wann? weiß Niemand. Ich war auf meiner Reise hieher begriffen, um mich wegen der Festhaltung Bernhards von Rohan zu rechtfertigen, überhaupt mein ganzes Benehmen dem Könige auseinanderzusetzen, allein der gute Graf, in der Meinung, ich hätte bei des Fräuleins Flucht die Hand im Spiel, eilte mir augenblicklich nach, ohne sich zu Nachforschungen an Ort und Stelle irgend Zeit zu nehmen."

Die Herzogin hörte ihm bis zu Ende zu, aber ihr Geist war weit vorausgeeilt, und sie sah gedankenvoll zu Boden. Die widerstrebendsten Gefühle bekämpften si v in ihrer Brust, weit heftiger und anhaltender als ihre beiden Gesellschafter sich träumen ließen. Bernhard von Rohan, das wußte sie, war der intimste Freund des Mannes, der ihre höchste Achtung, wo nicht gar ihre höchste Neigung besaß — des Marschalls von Brissac, und sie hätte um Alles in der Welt nicht an einer Intrigue Theil nehmen mögen, die Letztern beleidigen, verletzen mußte. Wir können noch mehr sagen: von Natur nichts weniger als hart oder unfreundlich, war sie nicht im Geringsten geneigt, solchen Machinationen gegen zwei Liebende Vorschub zu leisten. Auch durchschaute sie das schwarze, niederträchtige Bündniß der beiden Anwesenden vollkommen, ein Bündniß, das keinen andern Zweck hatte, als die Absichten des Grafen von Brienne zu vereiteln, und der Neigung seiner Tochter Gewalt anzuthun. Diese Betrachtungen drängten Anfangs den Gedanken an eine Allianz mit den beiden Herren in den Hintergrund. Allein Diana's eigene Absichten, ihre eigenen theuersten Plane waren ja nur durch dasselbe Mittel zu erreichen, das auch die beiden Andern zu ihrem Ziele führen mußte, und sie sah wohl ein, welch' kräftiges Gewicht dieser neue Vorfall in die Wagschaale ihres Einflusses legen mußte. Hielt man die wahren Absichten der Betheiligten verborgen, stellte man dem Könige das Ganze als neues Beispiel einer gegen den Willen der Eltern insgeheim geschlossenen Ehe vor, so war an augenblicklicher Auswirkung des für die Plane der Her-

zogin so nothwendigen Gesetzes gar nicht zu zweifeln. So pausirte sie denn noch immer, und bedachte und erwog die sich bekämpfenden Motive, die sie bald auf diese, bald auf jene Seite drängten, bis sie sich endlich fragte, ob sich denn nicht Beides mit einander vereinigen ließe, ob es denn nicht möglich wäre, sich der Thatsache zu Erwirkung der königlichen Unterschrift zu bedienen, ohne Bernhards und Isabellens Hände auf immer von einander zu reißen. Wenige Minuten überredeten sie von der Möglichkeit. Natürlich mußte das Edikt die Trauung unwirksam machen, aber dann dachte sie: „die großen Dienste des jungen Ritters, Brissac's Freundschaft, der Einfluß Montmorency's, die schriftliche Einwilligung des Vaters sichern ihm die Hand des schönen Kindes beim Könige. Wenigstens soll meine Verwendung all dem den nöthigen Nachdruck geben.“ Und im Vertrauen, daß es gar nicht fehlen könne, entschloß sie sich zu jener unseligen Politik, sich schlechter Mittel zu guten Zwecken zu bedienen, einer Politik, die selten, wenn je, einen andern Ausgang hatte, als Elend und Verderben.

„Und was sagt die Mutter?“ fragte sie nach dieser langen Pause.

„Die denkt natürlich wie ich,“ erwiederte Masseran.

„Natürlich!“ versetzte die Dame, indem sie die Lippe etwas höhnisch verzog. „Das hatt' ich vergessen! Befindet sie sich hier?“

„Versteht sich,“ erwiederte Masseran, „und zwar ist sie nicht nur bereit, die Erklärung zu geben, daß die Verbin=

dung gegen ihren Willen, sondern es ist dieß ihr dringender Wunsch.“

„Wirklich?“ sagte die Herzogin, „und der Bruder? Ich erinnere mich, ihn bei Hof gesehen zu haben — ein heiterer, gedankenloser, etwas eingebildeter Junge, der sich unter demselben Baron Rohan einiges Renommée erworben. Was sagt er zur Verbindung?“

„O! der ist noch zu jung und zu gedankenlos,“ meinte Graf Meyrand. „Man hat ihn noch nicht darüber gefragt, doch können wir unsere Besorgniß nicht bergen, er möchte sich zu Gunsten seines alten Kameraden aussprechen.“

„Aber soviel ist klar und gewiß,“ fügte Herr von Masseran bei, „seine Zustimmung ward nicht eingeholt, somit fehlt diese, und die Mutter war dagegen.“

„Ganz richtig,“ erwiederte Diana. „Nun hört mich, meine Herren; Ihr müßt mir die ganze Leitung überlassen, und verpflichtet Ihr Euch, meinen Anordnungen aufs pünktlichste nachzukommen, so mach' ich mich zu Erwirkung eines Edicts anheischig, durch das die Ehe binnen zwölf Stunden annullirt seyn soll.“

Ein freudiges Lächeln überflog Meyrand's Gesicht, der Gebieter von Masseran dagegen erlaubte sich in süßlispelndem Tone die Frage: „Und wie lauten diese Bedingungen, Madame?“

„Ihr sollt sie sogleich erfahren,“ erwiederte die Herzogin. „Bedenkt aber wohl, meine Herren, ich lasse nicht mit mir spaßen. Würdet Ihr von Eurer Seite nicht ganz ehrlich zu Werke gehen, so möchte Euer Werk über Euern

Häuptern zusammen brechen und Euch unter seinen Ruinen begraben. Gleich nach Erlassung des Edikts habt Ihr, Herr von Masseran, ohne eine Minute Verzug, von Paris abzureisen, uud den jungen Ritter Bernhard von Rohan aufs Schleunigste in Freiheit zu setzen. — Nein, unterbrecht mich nicht, es ist dieß unerläßlich. Die Marquise mögt Ihr hier lassen. Zu Beseitigung der schlimmen Folgen, die, wie ich sehe, Euch bange machen, soll der junge Graf Brienne augenblicklich seine Schwester aufsuchen, und sie bald möglichst vor das königliche Antlitz bringen. Ihr dagegen, Herr von Meyrand, dürft Euch mit dieser Aufgabe nicht im Geringsten befassen, ja Ihr sollt keinen Fuß aus Paris setzen. Der junge Graf, von dem Inhalte des fraglichen Edikts und seiner alsbaldigen Erlassung zuvor unterrichtet, eignet sich als natürlicher Vertheidiger der Ehre seiner Schwester und zugleich als Freund Herrn von Rohans am Besten, das Fräulein sicher unter den Schutz ihrer Mutter und seiner Majestät zurückzugeleiten. Sein eigenes Schicklichkeitsgefühl wird ihm unter solchen Umständen nicht erlauben, seine Schwester auch nur eine Stunde lang in Gesellschaft eines Mannes zu lassen, der nicht ihr Gemahl, und nun —"

„Verzeiht Madame," sagte Graf Meyrand, „wenn mir anders diese unschickliche Unterbrechung erlaubt ist, möcht' ich auf ein kleines Hinderniß aufmerksam machen, das Euer ganzes Arrangement über den Haufen wirft, und meine eigene Abreise zu dem bewußten Zweck unumgänglich erfor-

dert. Wie ich höre, ist Heinrich von Brienne gegenwärtig zu Grenoble."

„Nun wohl, mein Herr," sagte die Herzogin gebieterisch; „so muß sonst wer gehen; Ihr dürft es einmal nicht seyn! Und wäre dieser Jemand der niedrigste Diener in meinem Haushalte, er eignete sich besser dazu, als Ihr."

Bisher hatte Masseran geschwiegen, nun aber fiel er mit einem seiner sanftesten Töne ein: „Da irrt der Graf, gnädige Frau; Heinrich von Brienne befindet sich in Paris. Allerdings wollte er nach Grenoble gehen, aber er kam nicht dazu. Kaum vor einer Stunde befand er sich bei seiner lieben Mutter."

„Nun wohl, hört mich," sagte die Herzogin. „Versprecht Ihr, Herr von Meyrand, Euch jeder Nachforschung zu enthalten?" Der Graf legte die Hand aufs Herz, verbeugte sich mit spöttischer Unterthänigkeit und sagte: „Wer widerstand je Euren Befehlen? Nein, ich scherze nicht, ich verspreche, gnädige Frau."

„Euch, Herr von Masseran," fuhr die Herzogin fort, „hab' ich nur soviel zu sagen: bleibt fünf Minuten hier, bis ich oben ein Billet zu Stande gebracht. Das gebt Ihr Heinrich von Brienne, und instruirt ihn gehörig, wie er seine Schwester finden mag, um sie augenblicklich nach Paris zu bringen. Unmittelbar nach seinem Abgang findet Ihr Euch mit Eurer schönen Gemahlin im Pallast ein, und bringt Eure Klage wegen der geheimen Heirath bei Seiner Majestät an. Ich sorge für unmittelbares Gehör und gebe mein Wort, daß in dieser Nacht noch das Edict unterzeichnet wird.

Morgen früh mit Tagesanbruch reist Ihr allein mit Postpferden ab, Bernharden von Rohan in Freiheit zu setzen. Soll's so seyn?" und damit hielt sie das durchdringende Auge fest auf ihn gerichtet.

„So sey's, gnädige Frau," erwiederte Masseran, vergnügter über das Arrangement, als die Herzogin sich dachte.

„Was Euch betrifft, Meyrand," setzte sie lächelnd hinzu, „so nehmt meinen Rath: erscheint gleichfalls bei Hofe, aber thut, als ginge Euch der ganze Handel nichts an, und bringt erst nach Erlassung des Edikts Eure Bitte an den König."

„Frauen-Politik ist immer die beste," erwiederte Meyrand. „Und dießmal will ich ihr buchstäblich folgen."

„Nun muß ich mich empfehlen," sagte die Dame, „es ist bereits zu spät. Wartet hier auf das Billet, und dann eilig Jeder auf seinen Posten."

Noch vor Ablauf der bestimmten Zeit überbrachte ein Diener ein offenes Billet, des Inhalts:

„Diana, Herzogin von Valentinois, an Heinrich, Grafen von Brienne, unsern Gruß.

„Es dient Euch zur Nachricht, daß Eure Schwester, Isabella von Brienne, sich mit Bernhard, Baron von Rohan, heimlich vermählt hat. Da nun diese Nacht noch ein dergleichen Ehen annullirendes Edikt erscheint, so ist es für Eure und Eurer Schwester Ehre unumgänglich nöthig, daß Ihr sie aufsucht und nach Paris bringt, bis zu weiterer Entschließung Seiner Majestät. Baron Rohan wurde im Augenblick der Trauung verhaftet, soll aber alsbald in Freiheit gesetzt werden. Inzwischen müßt Ihr jeder Com-

munikation desselben mit Eurer Schwester bis nach erfolgter Genehmigung Seiner Majestät vorzubeugen suchen."

Herr von Masseran machte sich nicht den geringsten Scrupel, den Inhalt zu lesen. Er hielt das offene Billet dem Grafen hin, der es lächelnd durchlief und dann sagte: „Wir müssen uns nun des Jungen versichern." Damit entfernten sie sich.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

James, G. P. R., / Notter, Friedrich, / Pfizer, Gustav,

G. P. R. James' Romane

Bd.: 72

Stuttgart 1843

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.angl.o.61-c(14#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11715284-1